Sommer der Solidarität 2015

... und was daraus geworden ist

www.sommer-der-solidaritaet.de

FIAM
Flucht · interkulturelle Arbeit · Migration
Diakonie Hessen

civi kune RLP
Flucht · Begegnung · Solidarität

hfr
hessischer Flüchtlingsrat

Initiativausschuss für MIGRATIONSPOLITIK

GEBÄCK-
TRÄGER
WELCOME

Wir bedanken uns

... bei allen Geflüchteten, die für die Rubrik „geschafft!" Steckbriefe gefertigt und/oder zur Verfügung gestellt haben;

... bei allen Geflüchteten, die für ausführliche Gespräche über ihre Erfahrungen seit dem „Sommer der Solidarität" 2015 zur Verfügung gestanden haben und in dieser Broschüre ausführlich portraitiert werden;

... bei allen Interviewpartner*innen aus Einrichtungen und Initiativen, die mindestens seit 2015 in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen an der Aufnahme und Integration von geflüchteten Menschen in Hessen und Rheinland-Pfalz mitgewirkt haben;

... bei allen Einrichtungen und Initiativen in Hessen und Rheinland-Pfalz , die das Zustandekommen dieser Broschüre durch die Vermittlung von Kontakten oder durch sonstige Zuarbeit möglich gemacht haben.

IMPRESSUM

Der Sommer der Solidarität 2015 ... und was daraus geworden ist
Frankfurt am Main und Mainz, September 2025

Herausgegeben von
Abteilung Flucht, interkulturelle Arbeit, Migration (FiAM) der Diakonie Hessen
civi cune Rheinland-Pfalz
Hessischer Flüchtlingsrat
Initiativausschuss für Migrationspolitik in Rheinland-Pfalz

Bildnachweis
boos-goeckel.de (Covergrafik)
epd-bild/Thomas Lohnes (02/03, 10),
/rolf k. wegst (07),
/Christian Ditsch (57),
/Uwe Lewandowski (63)
Kathrin Hedtke (21, 23, 27, 28, 29, 33, 34, 39, 40, 41, 42, 45, 47, 51, 52)
Die Fotos der Interviews (24 Wolfram Murr / Photofabrik, 30, 36, 48, 54) und der Rubrik „geschafft" (09, 11, 13, 15, 17, 19) wurden von den abgebildeten Personen zur Verfügung gestellt

Auflage
2.500 Stück

Redaktion
Kathrin Hedtke, Torsten Jäger und Andreas Lipsch

Grafische Gestaltung
Tobias Boos, boos-goeckel.de

Druck
Eckoldt – cross-effect, Ingelheim

V.i.S.d.P.
Initiativausschuss für Migrationspolitik in Rheinland-Pfalz
Albert-Schweitzer-Str. 113-115
55126 Mainz

Inhalt

Editorial: Es hat sich gelohnt 6
Der „Sommer der Solidarität" 2015 8
Sohail Hussain: „In Freiheit und Sicherheit" 20
Arbeitsmarkt: „Werden sehr gebraucht" 24
Shayma und Khaled Hussein: „Das ist unsere Heimat" 26
Vereine: „Alles richtig gemacht" 30
Basayev Danka: „Ich will etwas zurückgeben" 32
Kommunen: „Hier angekommen" 36
Nourah Dadosh und Abdel aleem Alayobi: „Home sweet home" 38
Kitas: „Die Haltung zählt" 42
Faiza Cadey: „Wichtig ist, dass es meinen Kindern gutgeht" 44
Ehrenamt I: „Zusammenhalt massiv gestärkt" 48
Moussa Mandou Cherif: „Keine Angst mehr" 50
Ehrenamt II: „Ich helfe gerne" 54
... und was daraus geworden ist 56

Gendergerechte Sprache
Die Herausgeber*innen nutzen in dieser Broschüre bei Personenbezeichnungen das Zeichen *.
Sie reagieren damit auf die Existenz vielfältiger geschlechtlicher Identitäten jenseits der Vorstellung von Frau und Mann. Ziel ist es, Menschen gleich welcher geschlechtlichen Identität einzubeziehen, sichtbar zu machen und wertschätzend anzusprechen.

Es hat sich gelohnt!

Fast 900.000 Menschen flüchteten 2015 nach Deutschland. Wir blicken zurück auf den „Sommer der Solidarität" – und fragen ein Jahrzehnt später: Was ist daraus geworden? Klar, nicht alles war leicht, nicht alles hat sofort gut geklappt. Kein Wunder! Schließlich gab es kein Modell für die Aufnahme so vieler Menschen in so kurzer Zeit. Und die Herausforderungen waren groß: Unterkünfte, Ausstattung, Deutschlehrkräfte, Schul- und Kitaplätze mussten organisiert werden. Ja, es war anstrengend.
Aber: Sehr viel hat sehr gut funktioniert.

Gehören selbstverständlich dazu

Ob für Arbeitsmarkt, Kommunen, Kitas, Vereine oder Ehrenamt: Die Interviews und Porträts in dieser Broschüre zeigen, wie sehr sich der Einsatz gelohnt hat – für beide Seiten. Die Menschen, die 2015 kamen, gehören längst selbstverständlich dazu. Sie sind Krankenpfleger im Krankenhaus, wie Sohail Hussain (Porträt S. 20) und Moussa Mandou Cherif (Porträt S. 50), und werden dringend gebraucht. Sie haben hart für ihren Erfolg gearbeitet und vielleicht sogar ein Haus gebaut, so wie Nourah Dadosh und ihr Mann Abdel aleem Alayobi (Porträt S. 38). Sie sind fest in ihrer neuen Heimat verankert, so wie Familie Hussein (Porträt S. 26). Sie putzen im Krankenhaus und kümmern sich liebevoll darum, dass ihre Kinder gut in der Schule klarkommen, so wie Faiza Cadey (Porträt S. 44). Sie sind im Fußballverein aktiv. Um etwas zurückzugeben, wie der Jugendtrainer Basayev Danka (Porträt S. 32). Die Beispiele stehen exemplarisch für all die Menschen, die damals nach Deutschland gekommen sind – und hier eine Heimat gefunden haben.

Beim Ankommen geholfen

Aber dazu gehören auch die vielen Menschen, die damals beherzt geholfen haben. Sie haben Deutschkurse angeboten, Anträge ausgefüllt, bei der Suche nach Wohnungen geholfen oder Arbeitsplätze vermittelt – und manchmal sogar selbst die Türen zu ihren Häusern geöffnet. All diese Menschen haben immer wieder Mut gemacht und dafür gesorgt, dass es weitergeht. Davon haben alle profitiert. Okka Senst zum Beispiel ist in der Flüchtlingshilfe aktiv und berichtet im Interview, wie sehr der Zusammenhalt in unserer Gesellschaft gestärkt wurde. „Dadurch entstand ein unglaubliches Gemeinschaftsgefühl, das viele vorher so nie erlebt hatten."

Es waren viele, die 2015 nach Deutschland, nach Hessen und nach Rheinland-Pfalz gekommen sind. Und es waren viele, die sie in Deutschland, Hessen und Rheinland-Pfalz mit offenen Herzen und Armen empfangen haben. Sie haben sie den „Sommer der Solidarität" zugleich auch zu einer „Schule der Demokratie" gemacht und sie haben gezeigt, dass Herausforderungen solidarisch angenommen und erfolgreich bewältigt werden können. Darauf können und sollten wir auch angesichts der multiplen Krisen vertrauen, denen wir derzeit gegenüberstehen.
Denn: Nur #offengeht!

Der „Sommer der Solidarität“ 2015 …

Herzlich willkommen: Der Sommer 2015 ist zu einem Symbol dafür geworden, Menschen in Not mit offenen Herzen und Armen zu empfangen. Auf der Flucht vor Krieg und Terror flohen vor zehn Jahren fast 900.000 Menschen nach Deutschland, ein Drittel davon Kinder. So viele wie nie zuvor seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Menschen kamen vor allem aus Syrien, Afghanistan und Irak.

Wie groß die Anteilnahme und Solidarität überall in Deutschland damals war, zeigt eindrücklich der Titel der BILD-Zeitung vom 1. September 2015. Die Zeitung, die mit ihrer Berichterstattung der letzten Jahre gehörigen Anteil an der zunehmenden Verrohung der Asyldebatte hat, listete damals unter der Schlagzeile „Refugees welcome!“ zwölf Gründe dafür auf, „warum wir uns auf euch freuen“.

„Wir schaffen das!“

Unvergessen sind die Bilder von den Hauptbahnhöfen in München, Frankfurt am Main, Mainz und vielen anderen Städten: Menschen strahlten, winkten, jubelten und klatschten, als die Geflüchteten aus den Zügen stiegen. Freiwillige Helfer*innen verteilten Wasser, Obst, Müsliriegel, Kleidung und Kuscheltiere. Überall packten die Menschen spontan mit an und halfen nach Kräften, damit die Geflüchteten gut in Deutschland ankommen!

Fast **drei Viertel** *der Menschen, die 2015 nach Deutschland gekommen sind und Asyl beantragt haben, waren* **jünger als 30 Jahre** *(71 Prozent). Davon war knapp die Hälfte sogar jünger als 18 Jahre. Insgesamt handelte es sich bei einem Drittel aller geflüchteten Personen des Jahres 2015 um Kinder oder Jugendliche.*

„Wir schaffen das!“ Diese drei Worte der damaligen Bundeskanzlerin Angela Merkel vom 31. August 2015 gingen in die Geschichte ein und brachten die Stimmung auf den Punkt. Allerdings wurde ihr Statement zu Unrecht auf diese drei Worte verkürzt. Denn gleichzeitig benannte die Kanzlerin auch den Grund und die Voraussetzung für ihre Zuversicht: „Ich sage ganz einfach: Deutschland ist ein starkes Land. Das Motiv, mit dem wir an diese Dinge herangehen, muss sein: Wir ha-

Luiza Avetisyan
aus Jerewan in Armenien,
lebt in Trier,
arbeitet als Pflegefachkraft.

\+ *„Ich habe einen sehr gesuchten Beruf gelernt, jetzt habe ich meine feste Arbeitsstelle als Pflegefachkraft, verdiene gut. Ich bin dankbar darüber.“*

\- *„Schlecht war, dass ich mehrmals von der Agentur für Arbeit gezwungen wurde, an verschiedenen Arbeitsstellen eine Probezeit zu machen, ohne die Arbeitserlaubnis vom Staat bekommen zu haben.“*

Rami Al Kountar
41 Jahre,
aus Swaida in Syrien,
seit Oktober 2015 in Deutschland,
lebt mit seiner Familie in Rockenhausen,
arbeitet als Maler und Tapezierer.

\+ *„Wir sind jetzt offiziell Bürger dieses großartigen Landes, was uns sehr stolz und dankbar macht.“*

\- *„Die erste Zeit ohne meine Familie war sehr hart.“*

Freshta Hassanzada
24 Jahre,
aus Balkh in Afghanistan,
wohnt in Trier,
arbeitet als Hauswirtschafterin in einem Schwesternheim.

\+ *„Es gab viele Leute, die geholfen haben, einfach weil sie gesehen haben, dass Unterstützung notwendig ist und ohne etwas zu erwarten.“*

\- *„Ich habe in der Schule viel Rassismus erlebt.“*

ben so vieles geschafft – wir schaffen das! Wir schaffen das, und dort, wo uns etwas im Wege steht, muss es überwunden werden, muss daran gearbeitet werden."

Wegmarken der Verzweiflung I: Wie es zu der Fluchtbewegung kam

Mit dem „Arabischen Frühling" waren vier Jahre zuvor auch in Syrien massenhaft Menschen auf die Straße gegangen, in der Hoffnung auf mehr Freiheit und Demokratie. Doch das Regime schlug die Proteste nieder und das Land versank in einem blutigen Bürgerkrieg. 2015 kam es verstärkt zu Angriffen und Gewalt. Nach Angaben der Vereinten Nationen waren zu dem Zeitpunkt bereits 220.000 Menschen ums Leben gekommen.

Zwischen 2011 und 2015 mussten mehr als zwölf Millionen Syrer*innen fliehen. Rund die Hälfte fand Zuflucht in den Nachbarländern, vor allem in der Türkei (3,4 Millionen), im Libanon (1 Million) und in Jordanien (630.000). Meist kamen die Menschen in riesigen Lagern des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen (UNHCR) unter. Sie wurden dort durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) medizinisch betreut und

Modar Hamadie
35 Jahre,
kam Ende 2015 aus Aleppo, Syrien,
lebt in Mainz,
arbeitet als Sales Representative für Deutschland, Österreich und die Schweiz.

\+ *„Die Chance, mich beruflich weiterzuentwickeln und eigenständig in einem internationalen Unternehmen zu arbeiten. Die Anerkennung meiner Leistung, im Job und im Alltag."*

\- *„Das Gefühl, mich doppelt beweisen zu müssen, im Beruf wie in der Gesellschaft. Mich in einem neuen System zurechtzufinden, ohne soziales oder berufliches Netzwerk, war eine große Herausforderung."*

Samar Ismail
40 Jahre,
kam 2015 aus Syrien,
lebt in Trier,
arbeitet als Ingenieurin in einer Firma in Trier.

\+ *„Die Anerkennung meiner Ausbildung war eine große Chance, die es mir ermöglicht hat, eine Stelle zu bekommen."*

\- *„Die Sprache zu lernen und gleichzeitig für meine Familie da zu sein."*

Hussam Helal
37 Jahre,
kam in Oktober 2015 aus Syrien,
lebt in Freinsheim,
arbeitet als Apothekenfilialleiter in Weisenheim am Berg.

\+ *„Der Bundesfreiwilligendienst bei der VG Freinsheim und die ehrenamtliche Arbeit im Verein Miteinander in Freinsheim im Bezug auf die Flüchtlingshilfe. Meine Kandidatur für den Gemeinderat in Freinsheim."*

\- *„Der Anfang. Die Sprache zu lernen und meinen Pharmazie-Abschluss anerkennen zu lassen."*

durch das World Food Progamme (WFP) mit Nahrungsmitteln versorgt. Finanziert wurden diese Hilfeleistungen durch freiwillige Beträge der internationalen Staatengemeinschaft.

Ab Ende 2014 wurde das Geld bei UNHCR, WHO und WFP zunehmend knapper und die Lage der Menschen in den Flüchtlingslagern dramatischer. Im März 2015 erklärte UNHCR, die Situation sei dabei, „untragbar zu werden". Angesichts der wachsenden Zahl von syrischen Flüchtlingen sei eine deutliche Steigerung der finanziellen Hilfe durch die internationale Staatengemeinschaft dringend notwendig.

Die jedoch blieb – trotz gegenteiliger Absichtserklärungen – aus. Die Versorgung in den Lagern wurde immer schlechter. Menschen mussten hungern und frieren – und viele machten sich deshalb auf den Weg nach Europa. Über 80 Prozent der syrischen Flüchtlinge, die 2015 in der EU neu registriert wurden, kamen aus Flüchtlingsunterkünften in den Nachbarländern Syriens, viele von ihnen hatten dort zuvor über Monate und Jahre ausgeharrt.

Neben Syrer*innen waren es im Jahr 2015 vor allem Menschen aus Afghanistan und dem Irak, die nach Europa kamen und hier Schutz suchten. Auch für sie galt, dass ihre Herkunftsländer seit langem von Krieg und Gewalt geprägt waren, dass die meisten von ihnen zunächst innerhalb ihres Herkunftslandes vertrieben waren, dann in angrenzenden Staaten in Flüchtlingslagern Schutz gesucht hatten und sich erst auf den gefährlichen Weg nach Europa gemacht hatten, als die Lebensumstände dort sich dramatisch verschlechterten.

Wegmarken der Verzweiflung II: Die Fluchtroute nach Europa – Todesgrab Mittelmeer

Weil Menschen aus Kriegs- und Krisengebieten damals wie heute nicht auf legalem Weg nach Europa reisen können, nehmen sie lebensgefährliche Fluchtrouten in Kauf. So sank am 19. April 2015 bei der Fahrt übers Mittelmeer zwischen Tunesien und Italien ein Schiff. Nur 28 Menschen überlebten das Unglück, vermutlich mehr als 800 ertranken.

Weniger als fünf Monate später ging am 2. September 2015 das Bild von dem kleinen Alan Kurdi um die Welt: Der dreijährige Junge aus Syrien wurde tot an der türkischen Küste angeschwemmt. Die Familie hatte zuvor vergeblich versucht, ein Visum für Kanada zu erhalten, wo eine Tante lebte. Daraufhin beschlossen die Eltern, mit ihren beiden Kindern nach Europa zu fliehen. In einem Schlauchboot wollten sie von der türkischen Küste zur griechischen Insel Kos gelangen, doch das überfüllte Boot kenterte. Alan, sein Bruder Galip, fünf Jahre alt, und ihre Mutter Rihana starben, einzig der Vater überlebte.

Das Foto von dem toten Jungen am türkischen Strand löste weltweite Bestürzung aus. Die Bild-Zeitung setzte es mit schwar-

Ali Panahi
26 Jahre,
aus Afghanistan,
seit Januar 2016 in Deutschland,
wohnt in Diez,
arbeitet als Pflegefachmann.

\+ *„In der Schule und im Fußballverein gut aufgenommen zu werden. Hilfe und Unterstützung vom Jugendamt zu erhalten."*

\- *„Alleine in einem fremden Land klarkommen, ohne Angehörige und ohne die Sprache zu sprechen."*

Wafaa Tabra
42 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit November 2016 in Deutschland,
lebt mit ihrer Familie in Rockenhausen,
arbeitet als selbstständige Schneiderin.

\+ *„Wir fanden hier Trost, Sicherheit und viele freundliche Menschen."*

\- *„Die erste Zeit war schwer. Eine neue Sprache, fremde Kultur und die Sehnsucht nach der Familie machten es nicht leicht."*

Muhanad Khatib
32 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit 2015 in Deutschland,
lebt in Külz im Rhein-Hunsrück-Kreis,
arbeitet in der Küche des Krankenhauses in Simmern.

\+ *„Ich wurde in Külz gut aufgenommen. Es gab viele Helfer, die uns den Anfang sehr erleichtert haben. Später hab ich auf der Arbeit ein gutes Team gefunden."*

\- *„Es war schwer, alleine, ohne meine Familie in einem fremden Land zu sein. Es ist mir nicht leichtgefallen, die deutsche Sprache zu lernen."*

zem Trauerrand übergroß auf ihre Titelseite und schrieb: „Wer sind wir, was sind unsere Werte wirklich wert, wenn wir so etwas weiter geschehen lassen?"

Wegmarken der Verzweiflung III: Die Not in den griechischen Flüchtlingslagern

Über den lebensgefährlichen Seeweg aus der Türkei gelangten viele Menschen zunächst auf griechische Inseln. Schätzungen gehen davon aus, dass 2015 dort über eine halbe Million Schutzsuchende ankam. Die Dublin-Verordnung schreibt vor, dass Schutzsuchende sich in dem europäischen Land registrieren müssen, das sie zuerst betreten. Dieses Land ist in der Regel auch für die Bearbeitung eines Asylantrages zuständig.

Griechenland war mit dieser Aufgabe völlig überfordert, auch weil es infolge der Staats- und Finanzkrise 2008 finanziell schlecht ausgestattet war. Insbesondere auf den Ägäischen Inseln wie Lesbos saßen die Menschen lange in Flüchtlingslagern fest und warteten auf ihren Weitertransport aufs Festland. Das Lager Moria wurde zum Symbol für eine völlig überlastete Infrastruktur und menschenunwürdige Zustände.

Tausende Menschen hausten dort in Zelten, im Winter in eisiger Kälte, im Sommer in brütender Hitze, umzäunt von Stacheldraht, es fehlte an Nahrungsmitteln und Hygienemöglichkeiten. Hilfsorganisationen unterstützten die Menschen notdürftig mit Nahrung, Wasser und Decken. Aber die katastrophale Lage in den Flüchtlingslagern zwang viele Menschen erneut zur Weiterflucht.

Asylrecht
Der Schutz von Menschen, die in ihrer Heimat politisch verfolgt, gefoltert oder mit dem Tod bedroht werden, ist ein
Grundrecht. *Nachdem Deutschland während des Nationalsozialismus Millionen Menschen ins Elend gestürzt, brutal ermordet und aus ihrer Heimat vertrieben hat, wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Grundgesetz großer Wert auf die Garantie der*
Menschenrechte
gelegt. In Artikel 16 ist das individuell einklagbare Grundrecht auf Asyl verankert. Auch die Genfer Flüchtlingskonvention der Vereinten Nationen von 1951, die Deutschland 1954 als eines der ersten Länder ratifiziert hat, garantiert den Schutz und die Rechte von Flüchtlingen.

Wegmarken der Verzweiflung IV: Der Leidensweg der Balkanroute

Auch auf der sognannten Balkanroute – dem Landweg über Griechenland, Nordmazedonien, Serbien und Ungarn nach Österreich – waren die humanitären Zustände furchtbar. Bei Regen, Schnee, Eis und Kälte

Abrahaley Teame
27 Jahre,
aus Eritrea,
wohnt im Umland von Trier,
Fachkraft für Metalltechnik.

+ *„Ich hatte die Möglichkeit, die Sprache zu lernen und konnte dadurch einen Ausbildungsplatz finden."*

– *„Auf der Straße erlebe ich schon oft Rassismus und für die Einbürgerung werden viele Nachweise aus meinem Heimatland gefordert, die ich nicht habe."*

Mohammad Manala Rashid
26 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit November 2015 in Deutschland,
lebt in Alsenz,
arbeitet als Selbstständiger im Bereich Solartechnik.

+ *„Die Menschen hier waren so freundlich und hilfsbereit, das hätte ich nie erwartet."*

– *„Bürokratische Hürden hindern daran, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen."*

Mayada Ali
50 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit November 2015 in Deutschland,
lebt mit ihrer Familie in Rockenhausen, arbeitet in einem Architekturbüro.

+ *„Viele Menschen haben uns geholfen – sei es bei der Arbeitssuche, der Wohnungssuche oder in anderen Lebenslagen. Dafür sind wir sehr dankbar."*

– *„Die erste Zeit hier war hart. Alles war anders, die Sprache war eine große Hürde, und die Kinder mussten sich an die neue Umgebung gewöhnen."*

waren die Menschen über hunderte oder gar tausende Kilometer zu Fuß unterwegs. Sie campierten in alten Fabrikgebäuden oder Ruinen, lebten von der Hand in den Mund. Viele hungerten und froren tagelang und überlebten nur, weil sich Menschen aus der lokalen Bevölkerung ihrer erbarmten und Hilfe leisteten. Andere machten andere Erfahrungen: Sie wurden unterwegs ausgenutzt, ausgeraubt oder gar missbraucht.

Der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán ließ einen Grenzzaun zu Serbien errichten, um den Schutzsuchenden den Weg in die Europäische Union abzuschneiden. An der Grenze ließ er Transitzonen einrichten, in denen Schutzsuchende über Wochen oder sogar Monate inhaftiert wurden. Andere versuchten verzweifelt, den ungarischen Grenzzaun zu überwinden, und wurden von Grenzbeamt*innen mit Schlagstöcken, Tränengas oder Wasserwerfern nach Serbien zurückgeschlagen.

Deutschland und Österreich: Entscheidung für die Menschlichkeit (auf Zeit)

Ende August reagierte die Bundesrepublik auf die unhaltbaren Zustände an den Außengrenzen und in den Grenzstaaten der Europäischen Union. Flüchtlinge aus Syrien sollten bei der Einreise nach Deutschland auch dann nicht mehr abgewiesen werden, wenn eigentlich ein anderes europäisches Land für ihren Asylantrag zuständig wäre.

Nur wenige Tage später, am 27. August 2015, wurde auf einer Autobahn in Österreich ein Lastwagenmit 71 toten Flüchtlingen aus Syrien und dem Irak an Bord entdeckt. Darunter waren auch viele Kinder. Bei dem Versuch, von der ungarischen Grenze aus nach Deutschland zu kommen, waren sie in dem Kühllaster qualvoll erstickt.

Wiederum wenige Tages später, am 4. September 2015, machten sich rund 3.000 Flüchtlinge, die seit Wochen am Bahnhof von Budapest ausgeharrt hatten, zu Fuß auf den Weg nach Deutschland. Daraufhin erklärte der ungarische Ministerpräsident, die Flüchtlinge nicht mehr ordnungsgemäß registrieren zu können und mit Bussen zur österreichischen Grenze zu bringen, sofern Österreich und Deutschland sich zu ihrer Aufnahme bereit erklärten.

Das taten sie. Die Menschen wurden mit Sonderzügen nach Wien und München gebracht. Und die Bild-Zeitung titelte: „Sie dürfen zu uns – Merkel beendet die Schande von Budapest."

Die meisten Asylanträge der Menschen, die 2015 nach Deutschland gekommen sind, wurden vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) im Laufe des Jahres 2016 entschieden. Insgesamt traf die Behörde in diesem Zeitraum mehr als 600.000 Entscheidungen.
In fast **drei Vierteln** *(71,4 Prozent) der Anträge wurde eine* **Schutzberechtigung** *anerkannt.*

Rawan Manala Rashid
24 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit November 2015 in Deutschland,
lebt in Alsenz,
studiert Architektur an der TU Kaiserslautern.

\+ *„Ich fand es gut, endlich frische Luft atmen zu dürfen und ohne Angst zur Schule gehen zu können."*

\- *„Für mich, als introvertierten Menschen, war es besonders schwer, mich in der neuen Umgebung zurechtzufinden."*

Farhad Heydari
34 Jahre,
aus Herat in Afghanistan,
seit 2015 in Trier,
Sicherheitskraft.

\+ *„Obwohl ich schwere Zeiten hinter mir habe, haben mich diese Erfahrungen persönlich stärker gemacht."*

\- *„Seitdem ich in Trier bin, hatte ich keinen ruhigen Tag, es hat lange gedauert, bis ich in einem staatlichen Kurs Deutsch lernen durfte. Auch das Asylverfahren hat sich ewig hingezogen."*

Zukaa Mardnly
38 Jahre,
aus Qamishli und Aleppo in Syrien,
seit Oktober 2015 in Deutschland,
lebt mit ihrer Familie in Rockenhausen,
arbeitet im Schwimmbad.

\+ *„Ich bin mittlerweile deutsche Staatsbürgerin und sehe die Einbürgerung als entscheidenden Schritt für meine Zukunft."*

\- *„Es ist nicht einfach, eine Arbeit in dieser Umgebung zu finden."*

Die Monate danach

Während Bundeskanzlerin Angela Merkel für ihre Menschlichkeit von denen einen noch gefeiert und von den anderen schon harsch kritisiert wurde, arbeitete sie hinter den Kulissen bereits intensiv an einem Programm der künftigen - Originalton Angela Merkel – „Flüchtlingsverhinderung". Nach langen Verhandlungen präsentierte sie im März 2016 den sogenannten „EU-Türkei-Deal". Er sah vor, alle Flüchtlinge sofort wieder in die Türkei zurückzuschicken, die auf den griechischen Inseln ankommen. Im Gegenzug verpflichtete sich die EU, für jeden zurückgeführten syrischen Geflüchteten einen anderen syrischen Flüchtling aus der Türkei aufzunehmen und stellte ihr sechs Milliarden Euro sowie Visaerleichterungen in Aussicht. Faktisch bedeutete der Deal für zigtausende Geflüchtete jahrelange Entrechtung und Perspektivlosigkeit in griechischen Elendslagern..

Die Überfahrt über das Mittelmeer ist die **tödlichste Fluchtroute der Welt**. *Über 32.000 Menschen sind laut der International Organisation for Migration (IOM) seit 2014 auf dem Seeweg nach Europa nachweislich ertrunken oder verschwunden; darunter viele Kinder. Und das sind nur die offiziellen Zahlen. Es ist zu befürchten, dass die tatsächlichen Todeszahlen weitaus höher sind.*

Fast zeitgleich schlossen Österreich, Ungarn, Kroatien, Slowenien, Serbien und Nordmazedonien ihre Grenzen für Flüchtlinge und damit die sogenannte Balkanroute. Als Reaktion darauf nutzen Menschen auf der Flucht wieder verstärkt den Seeweg von Libyen nach Italien. Die Zahl der im Mittelmeer ertrunkenen oder bei der Überfahrt übers Mittelmeer verschollenen Flüchtlinge stieg in der Folge von circa 3.700 Flüchtlingen im Jahr 2015 auf 5.100 im Jahr 2016 an.

Sajid Rahimi
25 Jahre,
kam 2015 aus Afghanistan,
lebt in Simmern im Hunsrück,
arbeitet als Berufskraftfahrer im öffentlichen Dienst.

\+ *„Gut war, dass ich die Chance hatte, zur Schule zu gehen und einen Beruf zu erlernen. Ich bin Berufskraftfahrer. Es gibt immer noch Tage, an denen ich traurig bin, aber durch Schule und Beruf konnte ich auch hier ein Zuhause finden."*

\- *„Schwer war, dass ich wirklich noch ein Kind war. Ich wusste nicht, ob ich meine Familie je wiedersehe. Das Heimweh war schlimm."*

Aya Arab Ali
22 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit November 2016 in Deutschland,
lebt in Rockenhausen,
macht eine Ausbildung zur Pharmazeutisch-technischen Assistentin.

\+ *„Ich war unglaublich erleichtert, in Sicherheit zu sein und Zugang zu grundlegenden Dingen wie Nahrung und Bildung zu haben."*

\- *„Die ersten Monate in Rockenhausen waren hart. Ich konnte kein Deutsch und fühlte mich oft isoliert."*

Najib M.
36 Jahre,
aus Afghanistan,
lebt im Trierer Umland,
Metallfachkraft bei Volvo.

\+ *„Die Möglichkeiten, die sich mir nach dem Umzug nach Trier geboten haben."*

\- *„Ich war anfangs in einem sehr kleinen Dorf untergebracht, mit sehr schlechter Busanbindung, keinen Lernorten, keinen Geschäften... Das erschwerte die Integration erheblich."*

Yaser Arab Ali
50 Jahre,
aus Aleppo in Syrien,
seit April 2015 in Deutschland,
lebt mit seiner Familie in Rockenhausen,
arbeitet als Fahrer in Rockenhausen.

\+ *„Am Anfang haben uns viele freiwillige Helfer unterstützt, die uns halfen, Arbeit zu finden und Papierkram zu erledigen."*

\- *„Besonders die Sprache war für uns alle anfangs eine große Hürde."*

„In Freiheit und Sicherheit“

Sohail Hussain

Sohail Hussain aus Pakistan lebt mit Frau und Tochter in Bad Homburg. Als Krankenpfleger wird er in Deutschland dringend gebraucht.

Drei Nachtdienste im Krankenhaus hat Sohail Hussain hinter sich. So kann er mittags seine zwei Jahre alte Tochter in der Krippe in Bad Homburg abholen. „Ich bin so froh, mit ihr Zeit zu verbringen“, sagt der 34-Jährige. Mal geht er nachmittags mit ihr in den Zoo, mal auf den Spielplatz. Seine Frau ist beim Sprachkurs. „Sie lernt sehr fleißig“, berichtet Sohail Hussain. Ihr Ziel ist, eine Ausbildung zur Pflegekraft im Krankenhaus zu machen, so wie ihr Mann. „Durch die Nachtdienste kann ich sie unterstützen.“ Mit seiner Tochter spricht er fast nur deutsch. Das Mädchen lernt gerade sprechen, ihre ersten Worte: Wasser – super – trinken – Danke. „Ich will, dass sie später mal eine selbstbewusste, unabhängige Frau wird“, betont der Vater.

Jeden Tag sagt er zu seiner Frau: „Ich bin so dankbar!“ Und: „Wir können uns so glücklich schätzen.“ Wenn er zum Nachtdienst geht, kann er seine Frau und seine Tochter alleine zu Hause lassen. Ohne Angst. Auf den Straßen ist es sicher. Und als Gesundheits- und Krankenpfleger verdient er genug Geld, um in Bad Homburg eine schöne Wohnung mit Terrasse zu mieten. Davon träumte er damals in Pakistan: „Mit meiner Familie in Freiheit und Sicherheit zu leben.“ In Hangu, einer Stadt im Grenzgebiet zu Afghanistan, tragen viele Frauen eine Burka, verlassen kaum das Haus. Überall seien Taliban, berichtet Sohail Hussain. Weil er offen seine Meinung sagte, fürchtete er, in ihr Visier zu geraten. Zudem komme es immer wieder zu Kämpfen in der Region. „Es ist sehr, sehr unsicher.“

„So froh, dass es weitergeht.“

Deshalb beschloss der junge Mann, nach Europa zu fliehen. Zu Fuß lief er über die Berge, bezahlte Schlepper, um in Lastwagen mitfahren zu können. Seine Route führte über den Iran, die Türkei und Bulgarien. Dort wäre er mit 40 anderen Flüchtlingen in einem Kühllaster fast erstickt. Sie merkten, dass sie keine Luft bekamen und klopften verzweifelt an die Fahrerkabine, aber nichts passierte. Irgendwann stoppte der Lastwagen. „Die Polizei hat das Fahrzeug angehalten, wir waren so froh“, berichtet Sohail Hussain. „Besser im Gefängnis als tot.“

Im Herbst 2015 kam der junge Mann mit dem Bus in Passau an. „Wir hatten großen Hunger.“ Die Leute hätten sie herzlich will-

kommen geheißen und Essen mitgebracht. „So viel Schokolade." Diese Stimmung werde er nie vergessen. „Alle waren sehr, sehr nett zu uns. Das hat mich unheimlich berührt." Über eine Flüchtlingsunterkunft in Mannheim ging es weiter nach Frankfurt und dann nach Taunusstein. Dort bekam Sohail Hussain ein Feldbett in einer Sporthalle. Jemand erzählte ihm, dass kostenlose Deutschkurse in einer Kirche angeboten werden. Er sei immer früh aufgestanden, um ganz pünktlich dort zu sein. „Ich war einfach so froh, dass es weitergeht." Der Sprachkurs habe ihm Hoffnung gegeben, berichtet der 34-Jährige. Und dort lernte er Herrn Schilling kennen, einen pensionierten Schuldirektor.

Er half ihm, eine Ausbildung als Zahntechniker zu finden. Kurz vor Ende der Probezeit bekam Sohail Hussain einen Abschiebescheid, dagegen klagte er zwar, doch sein Chef – „sehr lieb und nett" – kündigte ihn. Um Geld zu verdienen, arbeitete der junge Mann als Putzkraft in einem Krankenhaus in Wiesbaden. Dadurch kam er auf die Idee, sich für eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger zu bewerben. Leider war sein Deutsch noch nicht gut genug, um die B2-Sprachprüfung zu bestehen – und er bekam eine Absage.

Doch beim Klinikum in Bad Schwalbach reichte offiziell B1-Niveau. Ob er damit allerdings wirklich den Aufnahmetest für die Ausbildung bestehe, werde sich zeigen, sagte die Schulleitung, sonst klappe es sicher im zweiten Anlauf. In jeder freien Minute lernte Sohail Hussain mit Videos auf Youtube, arbeitete außerdem als Nebenjob in einem Pflegeheim. „Ich habe fast nie frei gehabt", berichtet er. Dafür kam ihm zugute, dass er viel mit den dementen Menschen redete. Und Deutsch übte. „Das hat mit uns gut gepasst." Er bestand die Aufnahmeprüfung – und erhielt eine Duldung bis zum Ende der Ausbildung.

"Er hat mich in sein Haus aufgenommen. Das werde ich ihm nie vergessen."

Nichts für schwache Nerven

Zu zweit teilte er sich ein Zimmer in einer Sozialwohnung in der Nähe von Taunusstein. Irgendwann bekam er von der Ausländerbehörde die Nachricht: Da er eigenes Geld verdiente, müsse er 3.400 Euro an Miete zurückzahlen. „Das war ein Schock", sagt Sohail Hussain, „auch wenn ich es verstehen kann." In Raten zahlte er den Betrag acht Jahre lang zurück. Damals fragte ihn Herr Schilling, ob er bei ihm einziehen möchte. Der ältere Herr lebte alleine in einem Haus, Sohail Hussain bekam ein eigenes Zimmer. „Dieses Vertrauen hat mich so tief berührt", betont der junge Mann. „Solange ich lebe, werde ich ihm das nie vergessen." Herr Schilling kannte ihn ja gar nicht richtig. „Und hat mich einfach in sein Haus aufgenommen."

Oft frühstückten die beiden Männer zusammen. Er habe von dem ehemaligen Schuldirektor viel gelernt, sagt Sohail Hussain. Ja, die Sprache. Aber auch, anderen Menschen zu vertrauen und zu helfen. Als die Coronapandemie ausbrach, zog er sofort aus. Kurz vor Ende der Ausbildung arbeitete er damals in der Notaufnahme, mit direktem Kontakt zu Coronapatienten. „Ich wollte ihn auf keinen Fall anstecken", betont er. Die Frau im Rathaus half ihm, wieder in der Sozialwohnung unterzukommen. „Ich habe so viele nette Leute in Deutschland kennengelernt."

Nach seiner Ausbildung zog er nach Wiesbaden und wurde als Krankenpfleger in der Horst-Schmidt-Klinik angestellt. Mit der festen Arbeitsstelle erhielt er eine Aufenthaltserlaubnis. Als er seine Eltern zu Hause besuchte, lernte er in seinem Heimatort seine Frau kennen. Sie heirateten, seine Tochter kam in Pakistan auf die Welt. Erst nach einem Jahr durften seine Frau und sein Kind zu ihm nach Deutschland kommen. „Ich bin so froh, dass sie bei mir sind." Und nach zehn Jahren hat er jetzt endlich auch die deutsche Staatsangehörigkeit. Dafür musste er neben seiner regulären Arbeit im Krankenhaus noch eine C1-Sprachprüfung ablegen. Mitunter war er sehr gefrustet von der Bürokratie, musste zig Mails schreiben, immer wieder fehlte ein Dokument. „Mit schwachen Nerven hätte ich vielleicht aufgegeben."

Besonders wichtig ist ihm, dass er jetzt wählen darf. Die politische Entwicklung in Deutschland bereitet ihm Sorgen. Auch wenn er sich mit dem deutschen Pass recht sicher fühle, beruhige ihn der Gedanke: „Wenn es hart auf hart kommt, können wir jederzeit woandershin gehen", sagt der Familienvater. „Mit meiner Qualifikation bekomme ich überall einen Job." Aber er will gar nicht weg, er ist sehr glücklich in Deutschland. „Ich bin immer sehr fleißig gewesen, zahle meine Steuern." Im Krankenhaus komme die Mehrheit der neuen Pflegekräfte aus dem Ausland, alleine in seinem Team aus Madagaskar, Mexiko, Indien, Marokko und Syrien. „Ich bin sehr, sehr dankbar, dass Deutschland uns so aufgenommen hat", sagt Sohail Hussain. „Aber das Land braucht uns auch."

„Werden sehr gebraucht“

Geflüchtete Menschen haben es am Anfang oft schwer, Fuß auf dem Arbeitsmarkt zu fassen. Dabei ist der Wunsch ausgeprägt – und es lohnt sich für beide Seiten.

Prof. Dr. Yuliya Kosyakova, Professur für Migrationsforschung, Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Forschungsbereichsleiterin Migration, Integration und internationale Arbeitsmarktforschung beim Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB)

Wie gut ist es gelungen, die Menschen, die 2015 nach Deutschland geflüchtet sind, in den Arbeitsmarkt zu integrieren?

Dazu ist wichtig zu betonen, dass diese Menschen nicht für Arbeitszwecke gekommen sind – wir sprechen über humanitäre Migration. Menschen, die ihre Heimatländer aufgrund von Konflikten oder Verfolgung verlassen müssen, wissen häufig nicht, wo sie landen – und ihnen fehlt die Zeit, um zunächst die Sprache zu lernen, die Informationen über die Arbeitsmärkte zu sammeln und soziale Kontakte zu knüpfen. Damit fehlten ihnen wichtige Ressourcen. Im Vergleich zu anderen Migrant*innen sind sie dadurch am Anfang benachteiligt. Hinzu kommen Faktoren wie gesundheitliche Beeinträchtigungen, traumatische Erfahrungen, abgebrochene Bildungsbiografien und zurückgelassene Familienmitglieder.

Wie leicht wurde ihnen vor Ort die Suche nach Arbeit gemacht?

Die Hürden sind insbesondere am Anfang hoch. Mindestens die ersten drei Monate besteht ein absolutes Beschäftigungsverbot. Ob sie danach arbeiten dürfen, ist unter anderem davon abhängig, aus welchem Land sie stammen, wann sie gekommen sind und in welcher Kommune sie leben. Die Situation ist von Wohnort zu Wohnort sehr unterschiedlich. Deshalb ist es ein Roulette: Werden die Menschen einer guten Region zugewiesen? Wo es Sprachkurse gibt? Und Jobs? Mit sicherer Kinderbetreuung? Dann haben sie den Jackpot. Das ist jedoch häufig nicht der Fall.

Was erschwert den Start?

Ein großes Problem ist die unsichere Bleibeperspektive. Arbeitgeber werden abgeschreckt, wenn sie nicht wissen, ob und wie lange die Person überhaupt in Deutschland bleiben darf. Das gilt vor allem für qualifiziertes Fachpersonal. Hinzu kommt, dass die Menschen erst ihre Zeugnisse anerkennen lassen und Deutsch lernen müssen. Das kostet Geld und Zeit – ohne zu wissen, ob es sich lohnt. Das kann den Anreiz beeinträchtigen, in Sprache, Bildung und Kontakte zu investieren.

Wie sah es konkret aus mit der Erwerbstätigkeit bei den Menschen, die 2015 gekommen sind?

Unsere repräsentative Befragung zeigt, dass die überwiegende Mehrheit arbeiten wollte. Aber es dauerte. Mit der Zeit kam die Integration in den Arbeitsmarkt voran. Im ersten Jahr nach dem Zuzug waren rund 7 Prozent erwerbstätig, nach zwei Jahren arbeiteten 20 Prozent, nach fünf Jahren 45 Prozent, nach sieben Jahren 63 Prozent. Nach sieben Jahren kamen geflüchtete Männer im Schnitt auf eine Erwerbsquote ähnlich der männlichen Bevölkerung. Frauen lagen jedoch weit darunter.

Wie sehr würden wir spüren, wenn die Menschen wieder zurückgehen würden?

Mit Blick auf den gesamten Arbeitsmarkt wären die Konsequenzen eventuell zu verkraften. Aber lokal wären viele negative Konsequenzen zu spüren. Wenn der syrische Arzt weggeht, wäre es für die Menschen in der Region gravierend. Das gilt auch für Lieferdienste und Logistik. Generell arbeiten geflüchtete Menschen überproportional in systemrelevanten und Engpassberufen im Vergleich zu anderen Eingewanderten und insbesondere Deutschen. Diese Jobs sind häufig schlecht bezahlt und durch prekäre Arbeitsverhältnisse und Beschäftigungsbedingungen charakterisiert.

Was hat 2015 gut geklappt?

Eine gute Sache war das sogenannte Clustering von Asylverfahren. Dabei wurden Anträge mit positiver Bleiberechtsperspektive schneller bearbeitet. Allerdings ging die Beschleunigung leider auf Kosten von anderen Gruppen. Personen mit komplizierteren Verfahren mussten länger warten. Gut war auch, dass das Beschäftigungsverbot von zwölf auf drei Monate reduziert wurde. Am besten sollte es ganz abgeschafft werden.

Ihr Fazit?

Geflüchtete Menschen sind eine Bereicherung für uns. Sie bilden unsere Vielfalt ab und arbeiten in Berufen, die wir sehr gut gebrauchen können. Es ist schade, dass sich der ganze Diskurs nur darum dreht, Grenzen zu schließen und Menschen abzuschieben. Statt mit Anekdoten die ganzen Erfahrungen niederzumachen, sollten wir lieber über Fakten und Erfolge reden.

„Das ist unsere Heimat“

Shayma und Khaled Hussein

Sie sind vor dem Krieg in Syrien geflohen und haben im Rheingau ein neues Zuhause gefunden: Shayma und Khaled Hussein leben mit ihrem Sohn in Eltville.

Auf dem Weg zum Rheinufer holt Khaled Hussein noch kurz beim Bäcker einen Latte Macchiato zum Mitnehmen. Als er den Laden betritt, lächelt der junge Mann hinter der Theke übers ganze Gesicht: „Hey, wie geht es dir?“ Khaled Hussein strahlt, dreht sich zu einer Frau um. „Guck mal, Shayma, er macht hier jetzt eine Ausbildung.“ Der 31-Jährige arbeitet als pädagogische Fachkraft in einer Wohngruppe in Eltville und betreut unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Der Junge in der Bäckerei ist einer von ihnen, er kam alleine aus Afghanistan nach Deutschland. „Ich habe das gleiche Schicksal“, sagt Khaled Hussein. „Ich weiß, wie es sich anfühlt, seine Eltern zu verlassen, Heimweh zu haben. Ich kann den Kindern meine Geschichte erzählen – und ihnen Mut machen.“

Seine Frau grinst: „Khaled kennt überall Leute, er kann kaum über die Straße laufen.“ Kein Wunder, beide sind in Eltville fest verankert: Sie arbeitet als Erzieherin in einer Kita, er studiert – neben seinem Job im Kinderdorf – Soziale Arbeit in Wiesbaden und ist überall dabei, geht zum Lauftreff, ist Wahlhelfer, berät die Stadt in Integrationsfragen und beide sind ehrenamtlich aktiv. Ihr Sohn Daniel, 7, geht in die erste Klasse, spielt Fußball im Verein. „Ob die Eltern seiner Freunde oder Nachbarn, alle haben uns so geholfen“, betont Shayma Hussein. Beim Deutschlernen und beim Ankommen. „Die Arme waren weit offen für uns.“

Ersatzoma gefunden

An der Uferpromenade setzen sie sich mit ihrem Kaffee im Schatten unter den Platanen auf eine Bank, mit Blick auf den Rhein, Containerschiffe ziehen vorbei. Ihr Sohn ist bei einem Freund zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. „Sonst hätten wir ihn auch jederzeit zur Oma im Nachbarort bringen können“, meint Shayma Hussein. Die Großeltern aus Syrien sind auch hier? Die 32-Jährige lacht, nein, „Frau Berg ist unsere Ersatzfamilie.“

Shayma und Khaled Hussein kommen beide aus Hasaka, einer Stadt im Nordosten Syriens, an der Grenze zur Türkei und zum Irak. Sie waren Nachbarn, verliebten sich kurz vor dem Abitur ineinander. Nach der Schule begann Khaled, Jura zu studieren, Shayma Soziale Arbeit. Doch es war Krieg,

überall gründeten sich Milizen. „Wir hatten Angst", sagt Khaled Hussein. Einmal kritisierte er, dass junge Männer für Assad in den Tod geschickt werden. Der Vater warnte ihn, besser nicht laut seine Meinung zu sagen. „Du bringt die ganze Familie in Gefahr, sagte er." Deshalb beschloss Khaled Hussein, das Land zu verlassen, so schwer es ihm fiel. Aber er wollte eine Familie gründen – und endlich in Sicherheit leben. Ein Onkel wohnte in Deutschland. Deshalb machte auch er sich auf den Weg dorthin, vorher heiratete das Paar.

Flucht übers Meer

Zusammen mit seinem Neffen, 13, zog Khaled Hussein im Alter von 21 Jahren los, von der Türkei in einem Boot nach Griechenland, von dort weiter die Balkanroute über Mazedonien, Serbien bis nach Ungarn. Das Kind hielt er dabei stets so fest an der Hand, dass der Junge sagte: „Onkel, du zerquetscht mir die Hand." Sein Handy ließ er meistens aus, meldete sich immer nur ganz kurz bei seiner Frau: Geht mir gut. Auch sagte er ihr nicht, dass die Reise übers Meer ging. „Ich wollte nicht, dass sie sich Sorgen macht", sagt Khaled Hussein. Kurz vor dem Ziel machte sich ein Schleuser mit dem Geld davon und setzte die Gruppe in der Pampa auf die Straße, also liefen sie zu Fuß weiter, ein kleines Kind trugen die Männer abwechselnd auf den Schultern, jeweils nach einer Stunde tauschten sie. Von Budapest ging es im Sommer 2015 direkt mit dem Zug weiter bis nach Wien – und von dort nach München. „Das Willkommen werde ich nie vergessen", berichtet Khaled Hussein und lächelt glücklich. „Die Menschen begrüßten uns so herzlich. Das war das tollste Gefühl überhaupt."

"Ohne Frau Berg hätte ich es nie geschafft."

In Gießen lebte er zwei Monate in einem Zelt. „Dort war viel Stress", sagt er. „Alle waren in Angst und Sorge." Niemand wusste, wie es weitergeht. Was sie die ganze Zeit gemacht haben? „Nichts. Wir haben gewartet." Khaled Hussein und sein Neffe bekamen schließlich ein Zimmer in einer Unterkunft in Kiedrich zugewiesen, einem Dorf im Rheingau. Was ihm am meisten geholfen hat? „Frau Berg." Als jemand ohnmächtig wurde, lernte er sie durch Zufall auf der Straße kennen. Khaled Hussein fasst sich ans Herz, um Worte dafür zu finden, was diese Frau für ihn bedeutet. „Ohne Frau Berg hätte ich das alles nie geschafft." Vor allem am Anfang, als er schrecklich besorgt war, ob er seine Frau zu sich holen kann. Frau Berg half ihm mit dem Papierkram, begleitete ihn auf Ämter – und beruhigte ihn immer wieder: Deine Frau kommt. Und tatsächlich konnte sich Shayma Hussein nach ein paar Monaten ins Flugzeug setzen und zu ihrem Mann fliegen. Frau Berg half auch dabei, dass Khaled Hussein die Vormundschaft für seinen Neffen bekam – und besorgte den dreien eine Wohnung. „Übrigens nicht nur uns, Khaled", wirft Shayma Hussein ein. „Sie hat bestimmt 30 Familien geholfen." – „Und für alle eine Wohnung gefunden", fügt ihr Mann lachend hinzu.

Großes Glück war für ihn, dass sein Asylverfahren so schnell abgeschlossen war, nach vier Monaten durfte er die Sprache lernen und eine Arbeit suchen. Frau Berg vermittelte eine ehrenamtliche Lehrerin, die mit ihm Deutsch übte. Über ein paar Ecken bekam er das Angebot, eine Ausbildung zum Raumausstatter zu machen. Shayma Hussein fand zunächst keinen Platz im Sprachkurs. „Alles war voll." Dann wurde sie schwanger. Als ihr Sohn in die Kita kam, meldete sie sich zum Deutschkurs in der Volkshochschule an. Außerdem habe ihr die Philipp-Kraft-Stiftung sehr geholfen: Die kleine gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Eltville setzt sich für Demokratie, Integration und Teilhabe ein. Durch das Projekt „Vier Freunde" fand Shayma Hussein leicht Kontakt zu anderen Menschen, nähte drei Tage pro Woche ehrenamtlich aus alten Stoffresten schöne Taschen und Topflappen. Als ihr Deutsch besser wurde, arbeitete sie in einem Seniorenheim. Bis die Leiterin der Kita ihres Sohnes sie fragte, ob sie nicht bei ihnen in der Krippe anfangen möchte. Shayma Hussein strahlt: „Das macht mir so viel Spaß." Leider ist ihr Deutsch schriftlich noch nicht gut genug, um eine Ausbildung machen zu können. „Aber das schaffe ich noch." Khaled Hussein konnte sich sein Abiturzeugnis aus Syrien anerkennen lassen und ein Studium beginnen.

Seit einem Jahr haben sie die deutsche Staatsangehörigkeit. „Das gibt uns viel Sicherheit", sagt Khaled Hussein. Er spürt, wie sich die politische Stimmung im Land verändert. Das macht ihnen Angst. Auch deshalb sind sie heilfroh über ihren deutschen Pass. Erst damit trauten sie sich überhaupt, das Land zu verlassen und ihre Familie in Syrien zu besuchen. Doch sie waren auch froh, als sie wieder in Eltville zu Hause waren. Khaled Hussein blinzelt in die Sonne und blickt auf den Rhein: „Das ist unsere Heimat." Manchmal, sagt er, kann er es selbst kaum glauben: „Wir leben an so einem schönen Ort, mit so tollen Menschen."

„Alles richtig gemacht"

Zusammen kicken: Der Mainzer Fußballverein FC Ente Bagdad ist auf junge Menschen in Flüchtlingsunterkünften zugegangen – und hat viel zurückbekommen.

Ronald Uhlich, ehrenamtlicher Fußballtrainer und Geschäftsführer beim Fußballligaclub „SV Vitesse Mayence" sowie Präsident des dazugehörigen Hobbyfußballvereins „FC Ente Bagdad" in Mainz.

Bei euch im Hobbyfußballverein in Mainz spielen viele Kinder und Jugendliche mit Fluchtgeschichte. Wie seid ihr auf die jungen Menschen zugegangen?

Unser Verein war schon immer stolz darauf, dass Leute aus anderen Ländern bei uns spielen. Internationalität begeistert uns. Schon ein Jahr vor dem Sommer 2015 tröpfelten die ersten Geflüchteten bei uns ein. Unsere Idee war, auf die jungen Erwachsenen aus Syrien, Afghanistan und egal woher zuzugehen. Sie leben in Unterkünften unter schlechten Bedingungen, ohne Kontakt zur Bevölkerung, ohne Abwechslung. Deshalb sind wir in die Flüchtlingsheime gegangen und haben unseren Fußballverein vorgestellt.

Wie haben die Leute euer Angebot angenommen?

Sehr gut. Fußball ist der ideale Sport, um Menschen zusammenzubringen. Es gibt so gut wie niemanden, der noch nie gegen einen Ball gekickt hat. Die Chance ist groß, die Menschen damit zu begeistern. Unser großer Vorteil war, dass Trainer aus unserem Verein verschiedene Sprachen können, ein Kollege aus Algerien spricht arabisch, ein anderer französisch. Dadurch fiel der Einstieg leichter. Aber wir haben uns auch viel mit Händen und Füßen verständigt.

Wie groß war das Interesse?

Die ersten fünf, sechs Leute sind direkt mit zum Fußballplatz gekommen. Schnell wurde es richtig voll bei uns. Beim ersten Mal sind wir extra in die Unterkünfte gefahren und haben die Jungs mit Autos abgeholt. Das nächste Mal sind wir mit ihnen zusammen mit dem Bus gefahren. Und beim dritten Mal konnten sie alleine zum Sportplatz kommen. Das hat richtig gut geklappt. So konnten wir erste Brücken für die Menschen bauen.

Wo gab es Hürden?

Schwierig war eigentlich nur, unsere festen Zeiten auf dem Fußballplatz zu bekommen. Natürlich waren wir nicht auf alles vorbereitet, wir sind ins kalte Wasser gesprungen und haben uns supergut freigeschwommen. Zuerst haben wir nur mit jungen Erwachsenen ab 16 Jahren trainiert, vor allem mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen ohne Familie. Ab 2015 haben wir auch Jugendliche einbezogen. Und nach dem Angriff auf die Ukraine standen hier plötzlich viele Mütter mit kleinen Kindern auf dem Fußballplatz. Seitdem trainieren wir auch Kinder. Sie waren ganz neu hier. Wir haben sie sofort aufgenommen, bei uns gibt es keine Wartelisten. Mit Englisch war es schwierig, zum Glück konnte eine Mutter etwas übersetzen.

Was habt ihr als Verein davon?

Wir machen die Arbeit ehrenamtlich, wollen damit Menschen aus anderen Ländern helfen, die es sonst schwer in Deutschland haben. Unser Ziel dahinter war nie, den Verein zu retten – oder Fußballkader auszubilden und den Ligabetrieb voranzubringen. Aber das hat sich automatisch so ergeben. Der Ligafußballverein Vitesse Mayence war ursprünglich ein Studierendenverein und mit der Zeit wurden die Reihen immer dünner. Die Geflüchteten haben dazu beigetragen, die Lücken wieder zu schließen. Wir vom FC Ente Bagdad haben von unten viel Aufbauarbeit geleistet. Wir haben immer vor der Ligamannschaft trainiert, die Trainer haben unsere Jugendlichen beim Spielen gesehen und angesprochen. Fast 80 Prozent der Spieler des Ligavereins kommen inzwischen aus unseren Reihen. Nur ihnen ist zu verdanken, dass der Fußballclub überhaupt noch existiert. Andere der Jugendlichen haben eine Trainerausbildung gemacht und trainieren jetzt selbst Kids. Das ist großes Glück.

Was macht die Arbeit mit euch?

Wir sind 24 Stunden am Tag für jeden ansprechbar, helfen auch dabei, eine Ausbildung zu finden oder begleiten zu Behörden. Das ist auch für uns total bereichernd. Die jungen Leute sind total offen. Wir bekommen richtig viel zurück, werden oft von den Familien zum Essen eingeladen, haben schon so viel zusammen gefeiert – wir wussten vorher gar nicht, was es alles für Feste in anderen Kulturen gibt. Das ist toll zu erleben. Auch ist es ein richtig gutes Gefühl, die Jugendlichen von Anfang an zu begleiten und zu sehen, wie sie sich entwickeln. Wenn ich sehe, dass sie jetzt perfekt deutsch sprechen, in der Schule gut klarkommen, eine Ausbildung machen, dann weiß ich: alles richtig gemacht!

„Ich will etwas zurückgeben“

Basayev Danka

Mit seiner Familie flüchtete er nach Mainz, doch seine Eltern gingen zurück nach Syrien. Basayev Danka blieb alleine hier. Halt gab ihm der Fußballverein.

Nach der Arbeit geht es direkt zum Fußballplatz in Mainz-Bretzenheim. „Hier bin ich wirklich sehr glücklich“, sagt Basayev Danka, 25. „Es geht nicht nur um Fußball, sondern um so viel mehr.“ Als es ihm richtig schlecht ging und er schlagartig ohne seine Familie ganz alleine in einem fremden Land klarkommen musste, war der Verein für ihn da. „Ich will etwas zurückgeben.“ Zweimal pro Woche trainiert er die Teenager der A-Jugend. Plus Spiele am Wochenende. Kurz vor dem Training kommen drei Jungs auf den Sportplatz geschlendert, stellen ihre Rucksäcke ab. Als sie Basayev Danka neben dem Spielfeld entdecken, lächeln sie breit, legen ihre Hand aufs Herz und nicken ihm herzlich zu.

„Ich sehe mich in den Jungs“, sagt Basayev Danka. Die drei Jugendlichen zum Beispiel kommen aus der Türkei, aus dem Sudan und aus Ägypten. So wie er damals sind sie neu in Deutschland, sie müssen erst mühsam die Sprache lernen und ihren Weg finden. „Wenn ich sehe, wie die Jungs hier Spaß haben, zusammen lachen, das ist wirklich schön.“

Basayev Danka war zwölf Jahre alt, als sein Vater beschloss, dass es für die Familie in ihrer Heimatstadt in Al-Hasaka im Norden von Syrien zu gefährlich wurde. Die Angst war groß, dass der ältere Bruder sonst auch zum Militär eingezogen wird und in den Krieg ziehen muss. Also machten sie sich auf den Weg. „Ich wünschte, ich könnte die Zeit vergessen.“ Die Eltern flohen mit ihren vier Kindern zuerst in die Türkei. Verwandte besorgten ihnen eine Wohnung. Basayev Danka durfte nicht zur Schule gehen, sondern musste arbeiten. „Sonst hätte das Geld nicht für Miete und Essen gereicht.“ Der Junge jobbte in einer Bäckerei, einem Dönerladen, einem Supermarkt, wurde sehr schlecht behandelt, von einem Chef sogar geschlagen.

Nach vier harten Jahren in der Türkei setzte die Familie ihre Flucht fort. „Wir wollten irgendwohin, wo es sicher ist.“ Die Wahl fiel auf Schweden, dort wohnte bereits ein Cousin des Vaters. Also stiegen die Eltern 2016 mit ihren Kindern mitten in der Nacht in Izmir auf ein Boot, ihr Ziel: Europa. Sie wussten, wie gefährlich die Fahrt übers Mittelmeer ist, sagt Basayev Danka. „Jeden Tag hörten wir von Bootsunglücken.“ Der Junge sah auf dem Boot die Angst in den Augen der Mutter. „Das war schrecklich.“ Zum Glück erreichten sie in der Dunkelheit drei Stunden später eine griechische Insel. Von dort ging

es weiter, zu Fuß oder mit dem Bus, über die Balkanroute, über Mazedonien, Albanien, Montenegro, Serbien, Kroatien, Slowenien und Österreich. Weil die Mutter ohne Pass nicht nach Schweden weiterreisen durfte, blieb die Familie in Deutschland. Zunächst lebten sie in einer Flüchtlingsunterkunft in Koblenz, wurden nach drei Monaten nach Budenheim verwiesen, eine kleine Stadt in der Nähe von Mainz.

Alleine in einem fremden Land

Dort konnte Basayev Danka wieder zur Schule gehen. „Endlich", sagt er. „Nach vier Jahren." In der Schule sei er sehr zufrieden gewesen, habe schnell Freunde gefunden. In erster Linie besuchte er einen Deutschkurs, nahm nur die letzte Stunde am regulären Unterricht der Klasse teil. Deshalb musste er die neunte Klasse einmal wiederholen. Nach einem Jahr teilten ihm seine Eltern mit, dass sie nicht in Deutschland bleiben wollten. „Das war ein Schock", betont Basayev Danka. Der Vater tat sich schwer damit, die neue Sprache zu lernen, ihm fehlten Freunde und Verwandte, und die Mutter vermisste ihre Eltern. Also beschlossen sie, trotz der Lebensgefahr zurückzugehen, zunächst in die Türkei, danach nach Syrien.

Der große Bruder lebte längst alleine in einer Wohnung, die beiden Mädchen wollten bei den Eltern bleiben. Also stand Basayev Danka mit 17 Jahren vor der Entscheidung: mitgehen oder bleiben? „Alleine in einem fremden Land, mit einer fremden Sprache."

Noch nie sei er vorher von seiner Familie getrennt gewesen. Trotzdem war für ihn direkt klar, dass er nicht im Krieg kämpfen wollte. „Hier ist meine Zukunft." Um kein Risiko einzugehen, beschlossen die Eltern, vorher niemand etwas von ihren Plänen zu erzählen und die Behörden nicht zu informieren. So blieb Basayev Danka eines Nachts alleine in der Wohnung zurück. „Es war sehr, sehr traurig." Am nächsten Tag ging er zu seinem Deutschlehrer – „Herr Drews, ich weiß seinen Namen heute noch" – und sagte zu ihm: „Meine Familie ist nicht mehr da. Was soll ich jetzt machen?" Der Lehrer informierte sofort das Jugendamt. „Ich bin ihm immer noch dankbar."

Der Junge kam in eine Wohngruppe in Mainz, mit eigenem Zimmer. „Das war ok." Viele Jugendliche in seiner Gruppe hätten Alkohol getrunken und Drogen genommen, doch Basayev Danka hielt sich davon fern. Was ihm in dieser Zeit geholfen hat? „Der Fußballverein!" Eigentlich sei er Boxer. Doch um sich von seinem Kummer abzulenken, begleitete er einen Freund zum Fußball und guckte nur zu. Der junge Mann lacht und winkt einem Mann auf dem Sportplatz zu: „Das ist Michael, mein Trainer damals. Er sagte zu mir: Ab nächster Woche trainierst du mit." Schnell wurden die Jungs in der Mannschaft des Hobbyvereins FC Ente Bagdad zu Freunden, sie saßen nach dem Training noch zusammen und aßen gemeinsam. Viele von ihnen waren nach Deutschland geflüchtet, sie kamen aus Syrien, Afghanistan und Somalia. „Irgendwie habe ich mich hier gefunden." Im Verein hätten ihn alle sehr unterstützt, vor allem Ronald vom Vereinsvorstand und dessen Frau Rita. Sie hätten Briefe übersetzt, Formulare ausgefüllt und ihn zu Ämtern begleitet.

In Angst um die Familie

Als der Trainer aufhörte, machte Basayev Danka seine Trainerlizenz und übernahm die Mannschaft. Als die Jungs älter wurden und eine Ausbildung begannen, hörten viele mit dem Fußball auf. Basayev Danka kam weiter, sie trainierten zu dritt. Bis der Angriffskrieg von Russland auf die Ukraine folgte. Plötzlich war der Fußballplatz wieder voll. Der Trainer zeigt auf die Kinder, die über den Kunstrasen flitzen. „Fast alle aus der Ukraine."

Die Angst um seine Familie in Syrien setzte ihm sehr zu. Die Kämpfe erreichten auch seine Heimatstadt. Der Vater wollte das Haus nicht verlassen, die Mutter floh mit den Töchtern in eine andere Stadt. „Teilweise gab es keinen Strom, kein Internet." Tagelang konnte er mitunter seine Eltern nicht erreichen. „Ich wusste nicht, ob sie noch leben." Eigentlich wollte Basayev Danka seinen Realschulabschluss machen. „Doch es ging mir wirklich gar nicht gut." Nachts konnte er nicht schlafen, meldete sich oft krank. Irgendwann habe er die zehnte Klasse abgebrochen. „Leider." Danach begann er eine Ausbildung als Arzthelfer in einer HNO-Praxis in Mainz, doch die Lehrerin in der Berufsschule habe ihnen das Leben schwer gemacht. „Leider habe ich die Ausbildung auch abgebrochen", sagt Basayev Danka. Jetzt arbeitet er Vollzeit an der Rezeption in einem Hotel in Frankfurt und jobbt nebenbei weiterhin in der HNO-Praxis. Plus das Training mit den Jungs. Wann er Freizeit hat? Der junge Mann zeigt auf den Fußballplatz: „Das hier ist meine Freizeit!"

Warten auf die Einbürgerung

Seine Eltern hat er seitdem noch nicht wieder gesehen. Aber sie telefonieren und schreiben fast jeden Tag. „Es geht ihnen gut." Basayev Danka hofft, sie irgendwann besuchen zu können. Aber erst will er seine Einbürgerung abwarten. Lange fehlte ihm noch ein syrischer Pass, mit viel Mühe konnte er einen Ersatz beantragen, seit einem halben Jahr hat er endlich alle Dokumente zusammen. „Jetzt warte ich seit November auf einen Termin."

Auch wenn es hart war: „Hierzubleiben war die beste Entscheidung", sagt Basayev Danka. „Ich bin hier aufgewachsen. Und wer weiß, ob ich sonst noch am Leben wäre."

„Hier angekommen“

Viele wollten helfen. Zum Glück war Ingelheim am Rhein gut vorbereitet. Die Stadt verfügte bereits über ein Integrationskonzept und konnte die Strukturen ad hoc hochfahren.

Wie wurden die Geflüchteten in der Stadt aufgenommen?

Die Stimmung war sehr positiv. Wenn die Züge ankamen, standen auch am Bahnhof in Ingelheim teilweise Menschen mit Plakaten und hießen die Geflüchteten willkommen. Wir haben sofort eine Hotline eingerichtet und mehrere Infoabende angeboten. Aus der Bevölkerung kamen enorm viele Anrufe. Viele wollten helfen und wissen, was sie tun können. Wichtig ist, die Ehrenamtlichen gut zu begleiten. Sie sollten begrenzte Aufgaben übernehmen, um sich nicht selbst zu überfordern. Wer Lust hatte, konnte zum Beispiel die Menschen bei der Arbeitssuche unterstützen, mit ihnen Bewerbungen schreiben oder Deutsch üben, Kindern bei den Hausaufgaben helfen oder Familien das Ankommen in der Stadt erleichtern, ihnen Spielplätze zeigen und die Türen zu Vereinen öffnen. Wir haben die Ehrenamtlichen dafür ausgebildet und uns regelmäßig mit ihnen getroffen.

Dr. Dominique Gillebeert, Stadtverwaltung Ingelheim am Rhein, Stabsstelle für Vielfalt und Chancengleichheit

Wie gut war Ingelheim am Rhein vorbereitet?

Wir waren in der glücklichen Lage, dass wir bereits auf Strukturen zurückgreifen konnten. Die Stadt hatte schon ein paar Jahre vorher eine Stabsstelle für Migration und Integration eingerichtet – und mit großer Beteiligung ein Integrationskonzept für die Kommune erarbeitet. Dazu gehörte, dass wir bereits Ehrenamtliche schulten und über einen Pool an freiwilligen Gemeindedolmetscher*innen verfügten. Die Strukturen konnten wir ad hoc hochfahren und waren so viel besser vorbereitet.

Wie wurden die Geflüchteten in der Stadt untergebracht?

Unser Ziel war es, die Menschen möglichst dezentral unterzubringen. Dafür haben wir als Stadt eigenen Wohnraum angemietet. Komplett kamen wir damit jedoch nicht hin, so dass wir noch Container aufstellen mussten. Für Schulen und Kitas war es eine große Herausforderung, viele Kinder mitten im Schuljahr aufzunehmen, die kein Deutsch konnten. Doch zum Glück hat es sich gut verteilt, da die Familien in Wohnungen in der ganzen Stadt lebten.

Welche Erfahrung hat Sie besonders geprägt?

Mich hat sehr berührt, dass viele geflüchtete Menschen in mein Büro kamen und fragten: „Warum dürfen wir nicht arbeiten? Wir wollen niemandem auf der Tasche liegen.“ Vor allem viele junge Männer. Während des Asylverfahrens galt für viele ein Arbeitsverbot und sie bekamen keine Integrationssprachkurse bezahlt. Bei Menschen aus Syrien ging es oft schneller, doch unter anderem Geflüchtete aus Afghanistan mussten teilweise über eineinhalb Jahre warten. Sie haben sehr unter der großen Unsicherheit gelitten. Bürger*innen aus Ingelheim haben Spenden gesammelt, so dass wir über die vhs Sprachkurse anbieten konnten für diejenigen, die nicht an Integrationskursen teilnehmen durften. Mit ihrer Unterstützung konnten sich viele Geflüchtete doch noch durchwurschteln, haben so Deutsch gelernt und – mit Höhen und Tiefen – ihren Weg gemacht. Zwischendurch haben einige fast aufgegeben, weil ihnen die Kraft fehlte, aber letztlich doch weitergemacht. Das ist eine gigantische Leistung.

Wie prägen Menschen, die 2015 kamen, heute die Stadtgesellschaft?

Es gibt viele Erfolgsgeschichten. Viele Menschen sprechen längst gut Deutsch, haben ihre Ausbildung abgeschlossen und eine Arbeit gefunden. Ihre Familien sind nachgezogen oder sie haben in Deutschland eine Familie gegründet. Ihre Kinder gehen hier in die Kitas und Schulen. Nicht bei allen hat es geklappt. Aber ganz, ganz viele sind – mehr oder weniger gradlinig – ihren Weg gegangen. Und hier angekommen. Sie haben Freunde gefunden, sind in Vereinen aktiv. Sie sind Teil der Ingelheimer Stadtgesellschaft.

„Home sweet home“

Nourah Dadosh und Abdel aleem Alayobi

Hart dafür gearbeitet: Nourah Dadosh und Abdel aleem Alayobi aus Syrien sind mit ihren beiden Töchtern in Rödermark angekommen, mit Erfolg im Beruf und eigenem Haus.

Das kleine Reihenhaus der Familie befindet sich in einer ruhigen Straße mit Einfamilienhäusern in Rödermark, im Vorgarten blühen pinke Lilien, vor der Ligusterhecke steht ein Vogelhaus. „Unser Zuhause“, sagt Nourah Dadosh und strahlt. Ihre beiden Töchter, 16 und 17 Jahre alt, sind oben in ihren Zimmern. Ihr Mann Abdel aleem Alayobi parkt nach der Arbeit pünktlich sein Auto in der Garage, geht ein paar Schritte über den gepflegten Rasen und setzt sich auf die Terrasse. Auf dem Tisch stehen Limo, Cola, Saft und Kaffee bereit. „Wir sind sehr glücklich hier“, betont der Computerexperte. „Home sweet home!“ Vor zehn Jahren ist die Familie aus Syrien nach Deutschland geflüchtet.

Kennengelernt hat sich das Ehepaar an der Uni in Homs, beide studierten Englisch. Sie heirateten, bekamen zwei Mädchen. Nourah Dadosh arbeitete als Lehrerin an einer Schule. Abdel aleem Alayobi wollte noch ein Studium mit dem Schwerpunkt auf Bankenwesen draufsetzen, wurde jedoch zur Armee verpflichtet. Kurz nach Ende seines Wehrdienstes ging der Krieg in Syrien los und der Familienvater wurde zurück zur Armee beordert. Abdel aleem Alayobi zahlte Bestechungsgelder, um nicht eingezogen zu werden. „Ich möchte nicht gegen jemanden kämpfen“, betont er. „Ich möchte nur glücklich mit meiner Familie leben.“ Als die Truppen von Assad ihre Heimatstadt zerstörten, drängte die Mutter ihren Sohn zur Flucht: „Sonst wirst du sterben oder ins Gefängnis kommen.“ Sein großer Bruder habe vorher bereits versucht, eine Reiseerlaubnis zu erhalten, und wurde ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Davon zu erzählen, fällt Abdel aleem Alayobi schwer, er stockt, reibt sich über die Augen.

Schnell stand fest, dass der Familienvater sich zunächst alleine auf die Flucht begibt. „Mit zwei Kinder in ein Schlauchboot?“ Bei dem Gedanken daran schüttelt Nourah Dadosh entschieden den Kopf. „Nein, kommt nicht in Frage.“ Als der Vater aufbrach, litten seine kleinen Töchter sehr, konnten kaum schlafen, fragten immerzu: „Wo ist Papa? Geht es ihm gut?“ Mit einem Kleinbus reiste Abdel aleem Alayobi zunächst in den Libanon, von dort ging es weiter in die Türkei. In Izmir zahlte er Schleppern viel Geld, damit sie ihn mit einem Jetboot auf die griechische Insel Kos bringen. Zu Fuß marschierte er

mit anderen Flüchtlingen nach Mazedonien, 290 Kilometer weit, neun Tage und Nächte liefen sie vor allem durch Waldgebiete. Doch eines Nachts kreisten Hubschrauber über ihnen, Soldaten brachten sie zurück nach Griechenland. Dort besorgte sich Abdel aleem Alayobi falsche Reisepässe und schaffte es im zweiten Anlauf, mit dem Flugzeug nach Malmö in Schweden zu fliegen.

Doch der Vater wollte weiter nach „Germany", weil er sich vom Arbeitsmarkt bessere Perspektiven versprach. So landete Abdel aleem Alayobi in der Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge in Gießen. „Ich war sehr glücklich!" Sofort fing er an, sich mit seinem Handy selbst Deutsch beizubringen: How to learn German! „Youtube hat mir viel geholfen." Wie lange die Flucht dauerte? Er überlegt. „Die Zeit hatte für mich kein Ende." Vier Monate, sagt seine Frau.

Als er seine Aufenthaltserlaubnis in der Hand hielt, habe er geweint. Mit dem Bus ging es nach Oberroden in die Flüchtlingsunterkunft. „Dort standen Gummibärchen auf dem Tisch", sagt Abdel aleem Alayobi und lächelt bei dem Gedanken daran übers ganze Gesicht. „Das werde ich nie vergessen, ehrlich. In anderen Ländern wurden wir geschlagen. Man denkt, diese Gummibärchen sind nichts, aber sie bedeuten alles. Sie sind der Schlüssel zum Erfolg." Von Anfang an stand ihm die Flüchtlingshilfe zur Seite. „Sie haben mir das Gefühl gegeben, willkommen zu sein." Brigitte Speidel-Frey, Brigitte Putz-Weller, Thomas Büttner und viele andere. Sie halfen, eine Wohnung in Rödermark zu finden, brachten Handtücher, Töpfe, Besteck. Immer wieder betont Abdel aleem Alayobi, wie viel ihm ihre Unterstützung bedeutete. Sie begleiteten ihn zur Ausländerbehörde, füllten mit ihm Anträge aus, halfen mit dem Visum für seine Frau und Kinder. Als die Genehmigung kam, war Abdel aleem Alayobi überglücklich, aber sofort kam der Gedanke: „Wie soll ich drei Flugtickets bezahlen?" Zum Glück war die Flüchtlingshilfe da. Sie buchten die Tickets, streckten das Geld vor. Jeden Monat zahlte der Vater 50 Euro zurück.

„You are welcome to our school!"

Fast eineinhalb Jahre nach seinem Abschied aus Syrien kam seine Familie nach. Als Lehrerin hatte die Mutter in der Zeit mit den Kindern bereits etwas Deutsch geübt. Samstag landete ihr Flugzeug, Dienstag meldete Nourah Dadosh ihre Töchter in der Grundschule an. Auf dem Schulhof sah sie, wie Kinder einen Jungen in ihre Richtung schubsten, dabei lachten. „Oh, jetzt wird es schlimm", dachte sie – und wollte ihren Kindern schon erklären, dass sie da leider durch müssen, dass es bei ihrer Flucht um die Frage ging: leben oder sterben? Doch da sagte der Viertklässler in holprigem Englisch zu ihnen: „You are welcome to our school!" Das werde sie nie vergessen, betont die 43-Jährige. „Da wusste ich, dass wir hier richtig sind." Die Mädchen kamen in die erste und zweite Klasse. Sie haben sich sofort wohlgefühlt, berichtet die 16-Jährige. „Alle waren total nett." Die Mutter einer Mitschülerin schenkte ihr einen Schulranzen und ein Mäppchen, „richtig lieb". Die Schwestern fanden schnell Freundinnen.

Auf keinen Fall wollte der Vater, dass die Familie von Sozialhilfe leben muss. „Ich will für meine Familie sorgen." Zum Glück vermittelte ihm jemand ein Praktikum in einer IT-Firma. Nach den drei Monaten erhielt er bei dem globalen Swift-Zahlungsunternehmen eine Festanstellung. Dabei kam ihm zugute, dass er sehr gut Englisch spricht. Zudem lernte Abdel aleem Alayobi fleißig deutsch, nach der Arbeit, am Wochenende. Und er nahm an einer Fortbildung teil, um eine Zertifizierung als Softwarespezialist zu erhalten. Rund 6.000 Seiten lernte er für die Prüfung; Tag und Nacht. „Meine Familie hat mich kaum noch gesehen", berichtet er. Vor lauter Stress konnte er kaum noch atmen, wurde ins Krankenhaus eingeliefert – und lernte dort weiter. Im zweiten Anlauf schaffte er die Prüfung, hat jetzt als Spezialist eine gut bezahlte Stellung. „Man braucht das Gefühl, willkommen zu sein", sagt Abdel aleem Alayobi. „Aber genauso wichtig ist, wie viel Mühe man sich auch selbst gibt."

Nourah Dadosh wollte gerne weiter als Lehrerin arbeiten, scheiterte aber an der Bürokratie. Sie berichtet kopfschüttelnd, dass sie dafür alle Dokumente von Englisch auf Deutsch hätte übersetzen lassen müssen. „Das hätte locker 10.000 Euro gekostet." Zum Glück sei diese Vorgabe jetzt geändert worden. Die Mutter arbeitete zunächst ehrenamtlich als Sprachlotsin, begleitete Familie zu Ämtern, Ärzten und Schulen. Jetzt ist sie als pädagogische Fachkraft angestellt. Doch sie träumt immer noch davon, Lehrerin zu werden. „Das geht mir nicht aus dem Kopf." Weil sie dafür zwei Fächer braucht, will sie jetzt noch mal Ethik studieren. Auch für die beiden Töchter steht fest, dass sie Abitur machen und studieren.

Vor drei Jahren hat die Familie die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten – und ein Haus gekauft. Als Assad gestürzt wurde, tanzten sie auf der Straße. „Ich konnte nur weinen", sagt Abdel aleem Alayobi. Als seine Frau am nächsten Tag zur Arbeit kam, fragten ihre Kolleginnen: Willst du trotzdem bei uns bleiben? Und waren sehr glücklich, als Nourah Dadosh antwortete: „Ja, natürlich. Hier ist unser Zuhause. Wir sind wirklich angekommen."

„Die Haltung zählt“

So viele neue Kinder, die alle kein Deutsch sprechen und eine Flucht hinter sich haben: Am Anfang waren viele Kitas etwas unsicher. Doch schnell stellte sich heraus, dass sich die Fachkräfte nur auf ihre Profession und ihre Werte besinnen müssen.

Sebastian Follert, pädagogische Fachberatung für die Arbeit mit Flüchtlingen in Kindertagesstätten der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.

Etwa ein Drittel der geflüchteten Menschen waren Kinder und Jugendliche, darunter auch viele im Kindergartenalter. Waren die Kitas darauf vorbereitet?

Nein. Rein rechnerisch hätte jede Kita lediglich Kinder aus ein oder zwei Familien aufnehmen müssen. Aber die Realität sah anders aus: In viele Einrichtungen kamen überhaupt keine geflüchteten Kinder, in andere dafür zehn bis fünfzehn auf einmal. Großen Zulauf gab es vor allem, wo sich eine Notunterkunft in der Nähe befand. Mit der Zeit sind die Familien dort jedoch ausgezogen und haben anderswo eine Wohnung gefunden. Die Zahlen sind gleich geblieben, aber die Kinder wurden besser verteilt. Dadurch hat sich die Situation entspannt.

Wie wurden die Kinder in den Kitas aufgenommen?

Die Stimmung war schon so, dass sie herzlich willkommen geheißen wurden. Trotzdem wurden den Familien am Anfang gewisse Vorurteile entgegengebracht. Oft wurde angenommen, dass es sich um schwer traumatisierte Menschen handelt, die aus einer fremden Kultur kommen und nicht wissen, was eine Kita überhaupt ist. Auch gab es Sorgen vor Kindeswohlgefährdungen – und, dass die Männer nicht mit den Erzieherinnen reden wollen. Die Unsicherheit war groß, wie sie damit umgehen sollten. Weil sie geglaubt haben, dass es so passieren wird. In der Realität hat sich meist alles schnell in Luft aufgelöst.

Was hat sich bewährt?

Mit Mitteln der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau haben wir eine Fachberatung für Kitas eingerichtet. Ich habe die Einrichtungen besucht und mit den Fachkräften vor Ort über ihre Sorgen gesprochen. In einem Fall hieß es zum Beispiel, dass eine Mutter vollverschleiert sei. Das hat viele Vorurteile hervorgerufen. Die Erzieher*innen waren unsicher, wie sie das den anderen Kindern erklären sollten. Es stellte sich heraus, dass es noch gar keinen Kontakt zu der Familie gab – und die Frau in Wirklichkeit überhaupt keine Burka trug. Davon abgesehen stellte sich die Frage: Wie geht die Kita sonst damit um, wenn es Vorbehalte oder Ängste gibt? Die Antwort: Wir reden darüber, stellen Fragen. Ja, genau so geht es.

Wie konnten Kitas die Herausforderung bewältigen?

Wichtig war, sich klar zu machen: Die Fachkräfte sind Profis, sie verstehen ihr Handwerk und verfügen über alle Skills, die es braucht. In erster Linie galt es, sich bewusst zu machen: Es geht um Kinder. Ja, sie sprechen kein Deutsch, doch auch deutschmuttersprachliche Kleinkinder sind noch dabei, die Sprache zu lernen. Damit können Erzieher*innen gut umgehen. Auch hat geholfen, im Gespräch zu klären, dass die Kinder vor allem Sicherheit in den Kitas brauchen und feste Abläufe. So wie alle Kinder. Menschen willkommen zu heißen, egal, was sie mitbringen, das ist superevangelisch. Zentral ist die Botschaft: Genau so wie du bist, bist du richtig – und gehörst hier hin.

Worauf kam es im Umgang mit den Eltern besonders an?

Das beste Mittel: Transparenz und Kommunikation. So wie immer. In meinem Heimatort wurde zum Beispiel auf dem Festplatz ein Zelt aufgestellt, in dem Geflüchtete untergebracht wurden. Von Anfang an wurde zu Treffen eingeladen und klar kommuniziert, wie lange das Zelt dort steht, wie die nächsten Schritte aussehen – und dass es bis zur Kirmes wieder abgebaut wird. Das hat gut funktioniert. In den Kitas genauso. Zum Beispiel wenn Einrichtungen offen dargelegt haben, in welcher Reihenfolge die Plätze vergeben geben. So konnten sie dem Vorwurf vorbeugen, dass Kinder aus Flüchtlingsfamilien bevorzugt würden. Bewährt haben sich auch Informationsabende für Eltern. Die allerbeste Maßnahme ist jedoch, Menschen miteinander in Kontakt zu bringen. Zum Beispiel bei einem regelmäßigen Elternfrühstück. Viele Kitas haben dieses Angebot beibehalten.

Wie haben sich die Einrichtungen dadurch verändert?

Ich denke, die Erfahrung hat die Kitas wirklich weitergebracht. Sie haben erlebt, dass sie handlungsfähig sind. Und nur auf ihre Werte und Profession achten müssen. Am Ende geht es viel weniger darum, fertige Konzepte in der Schublade zu haben, als um eine Haltung, nach dem Motto: ‚Wir wissen nicht, wie es geht, aber wir schaffen das gemeinsam.‘ Viele Kitas sind sehr gestärkt aus der vermeintlichen Krise hervorgegangen und jetzt viel besser aufgestellt. Vor allem was ihre Haltung betrifft. Das können wir in diesen Zeiten sehr gut gebrauchen.

„Wichtig ist, dass es meinen Kindern gut geht“

Faiza Cadey

Vormittags geht sie putzen, nachmittags macht sie Hausaufgaben mit ihren Kindern. Faiza Cadey aus Somalia ist nur eins wichtig: dass ihre Söhne in Sicherheit aufwachsen.

Während ihre beiden Söhne in der Schule sind, putzt Faiza Cadey in einer Rehaklinik in Bad Schwalbach. Sobald sie von der Arbeit nach Hause kommt, stürmen auch direkt die zwei Jungs zur Haustür herein, stellen ihre Schulranzen im Flur ab und verschwinden im Kinderzimmer. Wenig später hüpft der Achtjährige ins Wohnzimmer, kuschelt sich zu seiner Mutter aufs Sofa, umschlingt sie von hinten mit den Armen und drückt sein Gesicht an ihre Wange. „Mama, wann kommst du?“ Und ist sofort wieder weg. Zwei Minuten später steckt er seinen Kopf nochmal zur Tür herein: „Mama, hast du noch mehr Waffeln gekauft?“ Faiza Cadey lacht. Die Kinder sind ihr ein und alles. „Ich konzentriere mich voll und ganz auf sie.“

Nachmittags kümmert sich die 35-Jährige darum, dass ihre Söhne die Hausaufgaben machen, hilft ihnen so gut es geht und lernt mit ihnen für Arbeiten. „Wichtig ist, dass sie ihre Noten halten“, betont die Mutter. Vor allem der Elfjährige. Er geht in die sechste Klasse der Realschule. „Und wir wollen auf keinen Fall, dass er auf die Hauptschule muss.“ Die Bildung ihrer Kinder liegt ihr sehr am Herzen. Sie selbst durfte als Mädchen in ihrem Heimatdorf in Somalia nicht zur Schule gehen, hat erst in Deutschland Lesen und Schreiben gelernt.

Nie zur Schule gegangen

Zusammen mit sieben Schwestern und sechs Brüdern musste Faiza Cadey als Kind auf dem Bauernhof mithelfen, sich um Kamele, Schafe und Kühe kümmern. Zur nächsten Schule hätten sie stundenlang laufen müssen, berichtet sie. Die Sorge der Familien sei groß, dass die Töchter auf dem Weg vergewaltigt werden. „Deshalb haben viele Mädchen in Somalia nicht so ein Glück.“ Mit 16 Jahren zog Faiza Cadey in die Stadt, nach Mogadischu, jobbte in einem Restaurant und teilte sich mit sieben anderen Mädchen ein Zimmer. Dann heiratete sie einen Nachbarn. Als Journalist fürchtete er jedoch um seine Sicherheit und wollte Somalia verlassen. Er flüchtete nach Italien. Seine Frau folgte ihm.

Mit einer Gruppe machte sich Faiza Cadey auf den Weg, über Sudan und Libyen bis zum Mittelmeer. „Natürlich wusste ich, dass die Reise sehr gefährlich ist“, sagt sie. Immer wieder werden Menschen auf der Flucht ausgeraubt, misshandelt, getötet oder

verdursten in der Wüste. „Doch noch größer war meine Angst, in Somalia zu bleiben." Das Land sei für Frauen kein sicherer Ort. „Ständig passieren schlimme Sachen." Immer wieder komme es vor, dass Mädchen im Alter von acht, neun Jahren an ältere Männer zwangsverheiratet würden. Auch sexuelle Gewalt sei an der Tagesordnung. „Ich wollte ohne Angst leben. Einfach leben."

In einem Schlauchboot ging es übers Meer nach Italien. Die junge Frau kann nicht schwimmen, hatte große Angst. Der Glaube an Gott habe ihr geholfen, sagt Faiza Cadey, „dass alles gut wird." In Italien kam sie zusammen mit ihrem Mann in einem Flüchtlingsheim in einer Militärkaserne unter. Nach sechs Monaten mussten sie die Unterkunft verlassen. Wohin? Faiza Cadey war schwanger. „Wir kannten niemanden, hatten keine Arbeit und keine Wohnung." In Magdeburg lebte ein großer Bruder von ihr. „Und ich wusste, dass man in Deutschland arbeiten kann." Also reisten sie mit dem Flixbus nach Gießen. Aus der Erstaufnahmeeinrichtung wurden sie zunächst nach Niedernhausen im Taunus geschickt, dann ein paar Kilometer weiter nach Bad Schwalbach. Dort wurde ihnen eine Wohnung in einer Flüchtlingsunterkunft zugewiesen. Kurz darauf kam ihr Sohn zur Welt.

Ihr Antrag auf Asyl wurde abgelehnt. Faiza Cadey nahm einen Rechtsanwalt und klagte gegen den Bescheid. Doch ohne Erfolg. Die Anwaltsrechnung stotterte sie in Raten ab, 50 Euro im Monat, sieben Jahre lang. Ihr Mann arbeitete im Lager einer Molkerei, packte Kartons.

"Ich wollte ohne Angst leben. Einfach leben."

Kein Recht auf Deutschkurs

Kein Asyl heißt: Faiza Cadey durfte sich nicht zum Deutschkurs anmelden, keine private Wohnung suchen. Zum Glück habe es bei der Diakonie nette Menschen gegeben, betont sie. Als ihr Sohn mit einem Jahr in die Krippe kam, stand die junge Mutter dort jeden Morgen um 8 Uhr auf der Matte. „Die Leute waren sehr lieb." Sie brachten ihr das Alphabet bei, lesen und schreiben – ehrenamtlich. Bei der Flüchtlingshilfe der Diakonie lernte Faiza Cadey auch eine deutsche Freundin kennen: Carina, eine Lehrerin aus dem Nachbarort. Als sie mit ihrem zweiten Sohn schwanger war, begleitete Carina sie zum Frauenarzt – und war auch bei der Geburt im Krankenhaus dabei. Das Baby kam per Kaiserschnitt zur Welt. „Wenn du fremd in einem Land bist", sagt Faiza Cadey, „bist du so froh, wenn du bei der Operation jemanden dabei hast, dem du vertraust." Bis heute treffen sich die Frauen regelmäßig auf einen Tee, ab und zu geht Carina mit den Jungs auf den Spielplatz. „Sie hat mir sehr geholfen."

Faiza Cadey und ihr Mann ließen sich scheiden, sie blieb alleine mit den Kindern in Bad Schwalbach. Vor fünf Jahren erhielt sie endlich eine Aufenthaltsgenehmigung. Die Mutter von zwei Kindern war so erleichtert. Über eine somalische Bekannte konnte sie als Nachmieterin eine Wohnung inklusive Möbeln übernehmen. Außerdem konnte sie sich jetzt zum Deutschkurs bei der Volkshochschule anmelden und ihre B1-Prüfung ablegen.

Auf ihrem Handy zeigt Faiza Cadey ein Foto vom Zertifikat. Immer wieder würden die Jungs den Kopf schütteln und lachen, wenn sie mit der Grammatik einen Fehler macht. Beide Kinder sprechen perfekt Deutsch. Wenn ihre Mutter auf Somali etwas fragt, antworten sie auf Deutsch.

Das Jobcenter vermittelte ihr eine Qualifizierung als Betreuungskraft in einem Pflegeheim, direkt um die Ecke von ihrer Wohnung. Faiza Cadey zückt wieder ihr Smartphone, scrollt und tippt stolz auf das Foto vom Zeugnis. Sie würde dort sehr gerne arbeiten. „Aber jetzt kann ich nicht", sagt sie. In dem Pflegeheim wird in zwei Schichten gearbeitet, früh ab 6 Uhr und spät, geht beides nicht. „Ich bin Mutter von zwei Kindern."

„Ich will auch helfen"

Deshalb jobbt sie als Putzfrau in einer Rehaklinik, reinigt die Zimmer, bezieht Betten und macht die Wäsche. Von 8 bis 13.30 Uhr. Viel Geld verdient sie nicht. „Aber ich komme klar." Länger will sie nicht arbeiten, weil die Kinder mittags aus der Schule kommen. Doch fest steht für sie auch: „Ich will nicht zu Hause sitzen. Ich will etwas machen." Und wenn sie etwas spart, kann sie im nächsten Monat auch mal neue Sportschuhe für die Kinder bezahlen.

Jeden Mittwoch arbeitet sie ehrenamtlich als Übersetzerin bei der Diakonie, um Frauen aus Somalia zu unterstützen. „Sie sind oft mit ihren Kindern alleine." Und hätten oft Probleme mit Behörden. „Ich will auch helfen", erklärt die Mutter von zwei Kindern. „So viele Menschen haben mir geholfen." Leider muss sie sich auch hin und wieder böse Kommentare anhören, wird von Busfahrern beschimpft, wegen ihrer Hautfarbe und ihrem Kopftuch. Auch ihre Kinder wurden in der Schule schon beleidigt. „Jetzt wissen beide, was Rassismus ist." Aber viel lieber will sie sich auf das Positive konzentrieren, betont Faiza Cadey. „Wir sind in Sicherheit." Sie hätten ein Dach über den Kopf, ihre Söhne könnten zum Arzt gehen, wenn sie krank sind, und die Schule besuchen. „Wichtig ist, dass es meinen Kindern gut geht."

„Zusammenhalt massiv gestärkt“

Im Hunsrück haben die Menschen die Flüchtlingsarbeit als gemeinsame Aufgabe angenommen. Dadurch hat sich auch ihr Leben verändert – und die Gesellschaft.

Okka Senst koordiniert das Café International in Büchenbeuren

Wie kamst du damals dazu, in der Flüchtlingshilfe aktiv zu werden?

Mit Blick auf den Krieg in Syrien kamen bei uns in der Region ein paar sozial und politisch engagierte Leute zu dem Schluss: Da müssen wir doch irgendwie helfen. Vor allem ging es uns darum, die Menschen in Syrien und in den Flüchtlingslagern zu unterstützen. Deshalb gründeten wir 2014 die Syrienhilfe Vorderhunsrück e.V. Dass auch Menschen zu uns flüchten, war damals fast noch hypothetisch. Langsam ging es dann los, zunächst noch ganz still. Erst im Laufe des Jahres wurde uns bewusst, dass noch sehr viel mehr Menschen kommen werden.

Wie habt ihr konkret geholfen?

Im ländlichen Raum gab es damals noch leer stehende Häuser, die von der Kommune für Geflüchtete angemietet wurden. Dort wurden die Menschen häufig einfach abgesetzt und fast nicht betreut. Es gab wenig professionelle Strukturen, kaum Unterstützung. Also haben wir es einfach gemacht.

Was habt ihr genau gemacht?

Wenn wir mitbekamen, dass bei uns in der Nähe neue Geflüchtete ankamen, sind wir dorthin gefahren und haben Infoabende veranstaltet. Dabei haben wir erklärt, was wir selbst vorher nicht wussten: Dass die Menschen weitgehend sich selbst überlassen bleiben – und dringend Unterstützung brauchen. Sie kamen ja buchstäblich nur mit Flipflops und Plastiktüten. In vielen Dörfern gründeten sich Initiativen. In Büchenbeuren haben wir das Café International aufgebaut. Es entwickelte sich zum Hotspot für die Flüchtlingsarbeit im Hunsrück. In der Nähe gab es eine Erstaufnahmeeinrichtung und Zeltunterkünfte mit insgesamt über 1000 Menschen – und alle brauchten Unterstützung. Sie kamen zu Fuß zu uns ins Café. Es war total voll bei uns, aber wir konnten ihnen zumindest Kaffee, Kekse und erste Kontakte anbieten.

Wie habt ihr die Menschen vor Ort konkret unterstützt?

Wir haben uns Stück für Stück eingearbeitet, von der Anmeldung in der Schule oder Kita bis zur Unterstützung im Asylverfahren. Manchmal bin ich pro Woche hunderte Kilometer gefahren, um Menschen in den Unterkünften zu begleiten oder zum Deutschkurs in einem anderen Ort zu bringen. Wir haben ihnen auch Fahrräder gebracht, damit sie mobil sind. Und Möbel. Die Liegenschaften waren teilweise seit Jahrzehnten nicht renoviert worden, da sollten zwei fremde Männer nebeneinander im alten Ehebett schlafen. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass deutsche Behörden Menschen so unterbringen.

Was hat diese Arbeit mit euch gemacht?

Die Arbeit hat den Zusammenhalt massiv gestärkt. Viele Menschen haben die Flüchtlingsarbeit als gemeinsame gesellschaftliche Aufgabe angenommen. Dadurch entstand ein unglaubliches Gemeinschaftsgefühl, das viele vorher so nie erlebt haben. Jetzt lernten wir plötzlich ganz viele neue Leute kennen, Freundschaften entstanden. Diese Erfahrung hat unser Leben sehr bereichert. Und viele Menschen politisiert.

Was ist geblieben?

Die ehrenamtliche Arbeit ist in landesweite Strukturen übergegangen. Ich habe zuerst hauptamtlich Geflüchtete im Asylverfahren beraten und später, als sich der Flüchtlingsrat Rheinland-Pfalz e.V. gründete, die Leitung des Ehrenamtsprojekts – heute civi kune RLP – übernommen. Allerdings bin ich doch enttäuscht, wie schlecht die Situation in einigen Orten immer noch ist. Ja, es gibt positive Beispiele: Kommunen haben Stellen eingerichtet, für die Beratung von Flüchtlingen und die Koordination der Ehrenamtlichen, haben Integrationskonzepte entwickelt und Integrationsbeauftragte angestellt. Aber in manchen Landkreisen ist wenig passiert. Es ist völlig vom guten Willen der Politik abhängig, ob die Flüchtlingsarbeit als Aufgabe vor Ort angenommen wird – oder nicht.

Und bei euch in Büchenbeuren?

Bei uns im Café International hat sich viel entwickelt. Wir haben viele Angebote für alle Generationen. Bei uns muss niemand einsam sein. Ohne die Geflüchteten würde es das Café nicht geben, weil wir gar nicht auf die Idee gekommen wären. Wenn neue Familien in der kommunalen Flüchtlingsunterkunft in Büchenbeuren ankommen, sind wir immer noch die erste Anlaufstelle für Beratung und Unterstützung. Wir sind aber kein Flüchtlingscafé mehr, sondern ein Begegnungstreff für alle. Das Café stärkt den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft.

„Keine Angst mehr“

Moussa Mandou Cherif

Das Kirchenasyl rettete ihn vor der Abschiebung. Nach Jahren voller Unsicherheit macht Moussa Mandou Cherif in Darmstadt jetzt eine Ausbildung zum Krankenpfleger.

Nach mehreren Tagen voll mit Diensten im Krankenhaus muss sich Moussa Mandou Cherif jetzt dringend an seine Hausarbeit setzen. „Ich habe gerade mit der Schule sehr viel zu tun“, sagt der 28-Jährige. Für ihn geht es mit der Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger am Elisabethenstift in Darmstadt in den Endspurt: Der junge Mann aus Guinea in Westafrika ist im dritten Lehrjahr – und damit bald fertig. Weil Moussa Mandou Cherif erst neu Deutsch gelernt hat, muss er doppelt viel Einsatz bringen. Alle Fachbücher sind auf Deutsch, der Unterricht auch. Früher habe er ständig Wörter am Handy übersetzen müssen, berichtet er – und lacht. Aber jetzt nur noch ganz selten. „Jeden Tag wird es besser!“

Kurz nach seinem Abitur ist er Hals über Kopf aus seiner Heimatstadt in Guinea geflüchtet. Eigentlich wollte er Jura studieren. „Ich liebe alles, was mit Recht zu tun hat.“ Ganz oben steht für ihn: Demokratie. Und dass alle frei ihre Meinung äußern können. Doch genau deshalb kam er politisch in große Schwierigkeiten. „Ich sage, was ich denke“, sagt Moussa Mandou Cherif. „Egal, was es kostet.“ Weil er nicht über Unrecht schweigen wollte, geriet sein Leben in Gefahr, berichtet der junge Mann. Von jetzt auf gleich musste er seine Heimat verlassen, nur mit einem Rucksack, ohne einen Plan. „In so einer Situation bleibt einem keine Zeit, zu überlegen: Wo möchte ich hin? Wo gefällt es mir? Sondern es geht nur darum: schnell weg!“

„Es war die Hölle“

Über die Elfenbeinküste floh Moussa Mandou Cherif durch mehrere Länder bis nach Libyen. Die Route ist sehr gefährlich. „Ich habe schreckliche Dinge gesehen“, berichtet er. „Jemand ist gestorben.“ Mehr möchte er dazu nicht sagen, nur so viel: „Es war die Hölle.“ Sein Ziel war Europa. In der Schule habe er viel darüber gelernt. Er sei fasziniert von der Renaissance, sagt der 28-Jährige, von der Aufklärung, von Voltaire und Kant, von Freiheit, Frieden und Toleranz.

Mit dem Boot gelangte er von Libyen übers Mittelmeer bis nach Sizilien – und weiter in eine Flüchtlingsunterkunft auf dem Festland. Doch in Italien wurde sein Asyl abgelehnt. Also setzte sich Moussa Mandou Cherif in den Zug und versuchte, einfach weiterzufahren. Ohne Dokumente scheiterte er mehrmals an der Grenzkontrolle. „Ich habe es immer wieder probiert, probiert, probiert.“

Irgendwann schaffte er es bis nach Karlsruhe. Dort meldete er sich direkt bei der Polizei. In Deutschland, so wusste er, werden „Human Rights" großgeschrieben.

Weiter ging es über Heidelberg nach Gießen, dort wurde er nach Büdingen verwiesen. In der Flüchtlingsunterkunft in der ehemaligen Kaserne hätten sie kaum Kontakt nach draußen gehabt, berichtet Moussa Mandou Cherif. Nach drei, vier Monaten stand die Polizei vor ihm: Der junge Mann musste Deutschland sofort verlassen. Da er in Italien zum ersten Mal europäischen Boden betreten hatte, musste er dorthin zurück. Die Polizei führte ihn in Handschellen ab und setzte ihn ins Flugzeug. Doch in Italien weigerte sich die Flüchtlingsunterkunft, ihn wieder aufzunehmen. Was tun? Ein paar Nächte schlief er auf der Straße. Dann entschied er, einen neuen Versuch zu wagen. Mit dem Zug gelangte er wieder nach Gießen, von dort nach Darmstadt.

Im Zentrum für Weiterbildung in Langen durfte er einen Deutschkurs für Anfänger besuchen, auf A1-Niveau. Mehr nicht. „A2 durften wir nicht, B1 auf keinen Fall", sagt er. Auch arbeiten war verboten. „Wir durften nichts, nichts, nichts." So gerne hätte er irgendetwas getan. „Nur zu Hause zu sitzen ist eine Katastrophe." Schon bald bekam Moussa Mandou Cherif per Post mitgeteilt, dass er Deutschland unverzüglich verlassen muss. Der junge Mann zeigte den „schrecklichen Brief" seinem Lehrer vom Weiterbildungszentrum in Langen, der für ihn nur noch eine einzige Möglichkeit sah: Kirchenasyl. Der Lehrer stellte Kontakt mit der Evangelischen Kirchengemeinde in Neu-Isenburg her, die sich bereit erklärte, Moussa Mandou Cherif aufzunehmen. „Ich durfte meine Wohnung auf dem Gelände auf keinen Fall verlassen, sonst hätte mich die Polizei festnehmen können." Acht Monate blieb er in der Kirche.

"Die Ungewissheit war schrecklich. Immer in Sorge. Immer warten."

Dort lernte er Katharina Mieskes von der Flüchtlingshilfe Neu-Isenburg kennen. Und Herrn Ludwig. „Sie waren sehr nett, waren immer bei mir." Sie besuchten ihn fast jeden Tag, brachten ihm Essen vorbei, lernten mit ihm Deutsch, besorgten ihm immer neue Bücher, spielten mit ihm Karten und erzählten Geschichten. „Viele, viele Menschen haben mich unterstützt", sagt Moussa Mandou Cherif. „Dafür bin ich ihnen sehr dankbar. Sonst wäre ich verrückt geworden." Auch ein Flüchtling aus Afghanistan, der vorher im Kirchenasyl in Neu-Isenburg lebte, sei mit seinem Bruder immer vorbei gekommen.

Pflegekräfte gesucht

Die Zeit im Kirchenasyl nutzte er, um gegen die Ablehnung seines Asylantrags zu klagen. So erhielt er wenigstens eine Bescheinigung, dass er sich rechtmäßig für die Dauer des Asylverfahrens in Deutschland aufhalten darf. Außerdem kümmerte er sich darum, dass sein Abiturzeugnis aus Guinea hier anerkannt wird. Und lernte so gut Deutsch, dass er direkt die B1-Prüfung bestand. Irgendwann brachte Katharina Mieskes ihm einen Artikel aus der Lokalzeitung mit, darin stand, dass die Krankenhäuser in Darmstadt händeringend Pflegekräfte suchen, auch für eine Ausbildung. „Wir haben uns beworben." Moussa Mandou Cherif bekam eine Zusage, zunächst für eine Ausbildung als Krankenpflegehelfer im Elisabethenstift.

Endlich verdiente er etwas Geld, konnte sich ein kleines Zimmer in einer WG leisten. Direkt danach begann er seine dreijährige Ausbildung als Gesundheits- und Krankenpfleger. Doch immer lebte er in der Angst, nicht in Deutschland bleiben zu dürfen. „Diese Ungewissheit war schrecklich", betont er. „Immer in Sorge. Immer warten, warten, warten." Wenn er an diese Zeit denkt, sei da viel Dunkelheit, sagt er. Im ersten Lehrjahr kam die Mitteilung, dass sein Asylantrag ablehnt wurde. Doch jetzt konnte Moussa Mandou Cherif etwas vorweisen: Er konnte Zeugnisse vorlegen, verfügte über einen Ausbildungsvertrag, bezog keine Sozialleistungen und auch sein polizeiliches Führungszeugnis war tadellos. Damit erfüllte er alle Voraussetzungen, um nach dem Aufenthaltsgesetz einen Aufenthaltstitel zu erhalten.

Wieder verging ein Jahr, bis er im Frühjahr endlich seine Aufenthaltserlaubnis erhielt, nach Paragraf 25b, Absatz 1: Weil er schon lange in Deutschland lebt, gut integriert ist, deutsch spricht und sein Lebensunterhalt gesichert ist. Dieses Gefühl, sagt er, „war eines der schönsten überhaupt". Vorher sei er oft hoffnungslos gewesen. „Es war schwer, sehr schwer." Als seine Mutter starb, konnte er nicht bei ihrer Beerdigung in Guinea dabei sein. Im diesem Herbst konnte er zum ersten Mal wieder nach Hause fliegen, zu seiner Familie und seinen Freunden. „Da waren so viele Emotionen", berichtet er. „Glück, Freude, so viele Erinnerungen." In Darmstadt fühlt sich Moussa Mandou Cherif sehr wohl, finde hier innere Ruhe. Er hofft, dass er die deutsche Staatsangehörigkeit bekommt. Ob er nach seiner Ausbildung hier bleibt? „Ich weiß es nicht", sagt der 28-Jährige. „Wann wird meine Reise enden?"

„Ich helfe gerne“

Er weiß nur zu gut, wie schwer der Start ist: Ahmad Tazeem aus Pakistan unterstützt Flüchtlinge in Germersheim, begleitet sie zu Behörden und füllt mit ihnen Formulare aus.

Ahmad Tazeem führt einen internationalen Lebensmittelladen in Germersheim.

Du hast ehrenamtlich vielen Flüchtlingen in Germersheim in der Pfalz 2015/2016 beim Ankommen geholfen. Was hat dich dazu motiviert?

Ich bin selbst 2012 als Flüchtling aus Pakistan nach Deutschland gekommen. Wer einen Asylantrag stellte, musste damals neun Monate warten. So lange durften wir weder arbeiten noch einen Sprachkurs besuchen. Das war sehr schwierig. Du kannst es in Deutschland nicht schaffen, wenn du die Sprache nicht sprichst. Zum Glück gab es in Germersheim den Interkulturverein. Ich war froh. Sie haben mir viel geholfen. Sie haben mir eine Lehrerin organisiert, die mir ehrenamtlich Deutsch beigebracht hat. Danach habe ich mich auch bei der Flüchtlingshilfe engagiert. Ich hatte ja Zeit und konnte so noch weiter ein bisschen die Sprache üben. Wir haben kostenlose Sprachkurse angeboten und das Café Oneworld gegründet. Dort kann man sich sonntags treffen, zusammen essen und Kaffee trinken. Bei uns im Verein war richtig viel los, viele Studierende aus der Uni haben mitgeholfen.

Wie hast du den Sommer 2015 erlebt?

Plötzlich kamen ganz viele Menschen, überall war Chaos, unter anderem in den Ausländerbehörden. Die Flüchtlinge taten sich schwer mit der Bürokratie, sie verstanden ja überhaupt kein Deutsch und es gab kaum Dolmetscher. Ich dachte mir: Ok, ich spreche nicht perfekt Deutsch, aber ich gebe mein Bestes. In Pakistan habe ich studiert, meinen Bachelor in Betriebswirtschaftslehre gemacht. Jetzt arbeitete ich in Rheinland-Pfalz in einer Reinigungsfirma, putzte in Häusern und Büros die Böden. Ich hatte nicht viel Freizeit, aber habe nach der Arbeit einfach mein Essen eingepackt und bin mit dem Bus irgendwohin gefahren, um Leute zu treffen und ihnen zu helfen. Auch am Wochenende.

Was hast du genau gemacht?

In erster Linie habe ich übersetzt, bin mit zu Behörden gegangen und habe geholfen, Formulare auszufüllen. Die Leute waren alle so froh. Ich sprach Pakistanisch, Englisch und ein bisschen Deutsch. Ich habe zum Beispiel eine Familie aus Tschetschenien zur Ausländerbehörde in Pirmasens begleitet. Sie war von Abschiebung bedroht. Dabei hatte die Frau ein behindertes Kind. Der Mitarbeiter bestand darauf, dass die Familie trotzdem zurück muss. Ich fragte, in welchem Zimmer seine Chefin sitzt und ging zu ihr. Sie war sehr nett und versprach, zu gucken, was sich tun lässt. Die Familie ist immer noch da.

Was ist nicht so gut gelaufen?

Der Umgang mit Behörden ist manchmal sehr schwierig. In Ludwigshafen habe ich eine Familie begleitet, die für ihre Stromrechnung richtig viel Geld nachzahlen musste. Sie waren total verzweifelt. Ich bin mehrfach mit ihnen hingefahren. Doch der Mitarbeiter war so böse, hat gar nicht mit sich reden lassen. Warum ist jemand so? Man muss doch helfen.

Was hast du mitgenommen?

Ich habe viele tolle Erfahrungen gemacht. Ich habe mein Deutsch verbessert. Und viel Kraft dadurch bekommen. Ich kenne mich jetzt richtig gut aus, bin ein Profi für Formulare – bis heute. Meine Frau und meine beiden Kinder konnten aus Pakistan nachkommen, wir haben jetzt drei Kinder und ich habe einen Laden in Germersheim eröffnet, für asiatische und afrikanische Waren. Deshalb habe ich nicht mehr so viel Zeit wie früher. Manche Leute kommen in meinen Laden und fragen mich um Rat. Darüber bin ich sehr froh. Ich helfe gerne. Oft braucht es gar keine Worte. Einige Menschen können gar kein Deutsch. Aber ich sehe in ihren Augen, wie dankbar sie sind, sehe, wie ihre Augen feucht werden. Das ist genug.

... und was daraus geworden ist

Menschen sind gekommen. Ohne dass wir sie gerufen hätten. Menschen sind gekommen, weil sie vor Bomben und Kugeln, vor Terror und politischer Verfolgung, vor Folter und Misshandlung fliehen mussten. Sie flohen aus den Kriegs- und Krisengebieten in Syrien, Afghanistan, dem Irak, Eritrea oder Somalia. Menschen sind gekommen mit der vagen und auf ihren Fluchtwegen oft hart geprüften Hoffnung, hier etwas Besseres zu finden. Menschen sind gekommen, weil andere EU-Staaten geltendes Recht gebrochen und ihre Grenzen rechtswidrig geschlossen hatten. Menschen sind gekommen in der Überzeugung, dass Deutschland ein demokratischer Rechtsstaat ist, in dem die Menschenrechte und das EU-Recht geachtet werden.

Menschen sind gekommen. Und Menschen haben sie aufgenommen. Die lebendige, Humanität, Empathie und die Idee der Menschenrechte verwirklichende Zivilgesellschaft hat aus dem „Sommer der Flucht" 2015 zugleich einen „Sommer der Solidarität" werden lassen. Schon das allein wäre großartig genug!

Neun Jahre nach ihrem Zuzug lag die **Beschäftigungsquote** *der 2015 nach Deutschland geflüchteten Personen bei 64 Prozent und damit fast auf dem Niveau der Gesamtbevölkerung (70 Prozent). Die Beschäftigungsquote allein der männlichen Geflüchteten des Jahres 2015 lag mit* **76 Prozent** *sogar um vier Prozentpunkte über der der männlichen Gesamtbevölkerung. Und Hessen und Rheinland-Pfalz schneiden bei der Arbeitsmarktintegration von Geflüchteten im Vergleich der Länder überdurchschnittlich gut ab!*
90 Prozent aller Geflüchteten des Jahres 2015 mit einem Job waren im Jahr 2024 sozialversicherungspflichtig beschäftigt und haben deshalb Beiträge zur Kranken-, Renten und Arbeitslosenversicherung gezahlt. In der Gesamtbevölkerung war dieser Wert mit 92 Prozent nahezu identisch.

Und dann wurde aus diesem „Sommer der Solidarität" – das zeigt nicht zuletzt diese Broschüre – in vielerlei Hinsichten auch noch eine Erfolgsgeschichte. Zehn Jahre danach fällt die Bilanz eindeutig aus: Es ist viel mehr gelungen als misslungen.

Deutschland 2015: „Schule der Demokratie"

Hunderttausende Menschen, die damals vor Krieg, Verfolgung oder Perspektivlosigkeit flohen, sind heute Teil dieser Gesellschaft. Sie arbeiten in Betrieben, leisten in Krankenhäusern und Pflegeheimen unverzichtbare Dienste, haben Ausbildungen abgeschlossen, Unternehmen gegründet oder ein Studium absolviert. Sie sind Kolleg*innen, Nachbar*innen, Freund*innen oder Mitschüler*innen geworden.

Natürlich verlief nicht alles problemlos. Integration bedeutet immer auch Reibung, Irritation, Missverständnisse, Konflikte. Im Rückblick aber zeigt sich: Die Herausforderungen haben die Gesellschaft nicht geschwächt, sondern stärker und flexibler gemacht. Schulen und Kitas, Sportvereine und Kirchengemeinden, Nachbarschaften in Stadt und Land haben gelernt, neue Vielfalt zu leben. Kinder, die 2015 als „Flüchtlingskinder" eingeschult wurden, machen heute Abitur oder beginnen eine Ausbildung. Sie gehören selbstverständlich dazu.

Entscheidend für diese Entwicklung war der enorme Einsatz von ehrenamtlichen und hauptamtlichen Helfer*innen. Ohne sie wäre vieles nicht möglich gewesen. Millionen Stunden ehrenamtlicher Arbeit, getragen von Menschen aller Generationen und Milieus, haben eine Atmosphäre der Solidarität geschaffen. Hauptamtliche in Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Kommunen und Initiativen haben Strukturen aufgebaut, Beratung organisiert, Sprachkurse vermittelt und Begleitung gesichert. Dieses Engagement war nicht nur humanitäre Hilfe – es war zugleich Ausdruck einer lebendigen Demokratie. Es hat gezeigt, dass Bürger*innen Verantwortung übernehmen, wenn es darauf ankommt. 2015 war nicht nur ein „Sommer der Solidarität", sondern auch eine „Schule der Demokratie".

*Wer nach Deutschland flieht, darf nicht sofort arbeiten. So dürfen Asylbewerber*innen grundsätzlich erst nach drei Monaten eine Arbeitserlaubnis beantragen. Sofern sie längerfristig in der Erstaufnahmeeinrichtung eines Landes leben müssen, was bei fast allen Schutzsuchenden der Fall ist, gilt für sie sogar ein sechsmonatiges* **Arbeitsverbot**. *Und auch danach erschweren ihnen* **Wohnsitzauflagen** *die Arbeitsplatzsuche und Arbeitsaufnahme, weil die Aufnahmeeinrichtungen oft weit abgelegen und schlecht angebunden sind. Gar nicht arbeiten dürfen Schutzsuchende, wenn sie aus einem vermeintlich „sicheren Herkunftsland" kommen oder ihr Asylantrag wegen der Zuständigkeit eines anderen europäischen Landes abgelehnt wurde.*
Übrigens haben Asylsuchende und geduldete Personen – entgegen anderslautenden Behauptungen – in den ersten drei Jahren nach ihrer Ankunft nur Anspruch auf eine eingeschränkte medizinische Versorgung. In der Praxis übernehmen die Sozialbehörden nur bei akuten Erkrankungen und Schmerzen die Behandlungskosten von Ärzten oder Krankenhäusern.

Deutschland 2015: Blaupause für Krisenbewältigung und Zukunftsfähigkeit

Die Erfahrungen sind mehr als eine Episode, die heute nostalgisch zu erinnern wäre. Sie sind eine Blaupause dafür, wie unsere Gesellschaft Krisen bewältigen kann. Wir haben gelernt: Große Aufgaben können bewältigt werden, wenn viele gemeinsam anpacken. Vielfalt ist keine Bedrohung, sondern eine Stärke. Menschenwürde und Menschenrechte sind keine abstrakten Ideen, sondern gelebte Praxis – sie entfalten sich dort, wo konkrete Menschen sich umeinander kümmern und füreinander einstehen. Und dort, wo alle gemeint sind und zugehören, immer alle!

Diese Lehren sind aktueller denn je. Wir stehen heute vor multiplen Krisen: Die Klimakatastrophe, geopolitische Konflikte, zunehmende wirtschaftliche und soziale Ungleichheit und eine erschreckende Renaissance von Autoritarismus und Faschismus zerren an dieser Gesellschaft. Und fordern alle heraus. Hinzu kommt die demografische Transformation. Die Erfahrungen seit 2015 sind darum hilfreich und richtungsweisend. Sie machen deutlich, wie Gemeinwesen solche Krisen bewältigen können – durch Solidarität, Mitmenschlichkeit und die Achtung der Menschenwürde.

Deutschland 2025: Aus Kleinmut den Faden verloren

Umso ernüchternder ist das, was wir gleichzeitig beobachten: Statt an die Erfahrungen von 2015 anzuknüpfen, dominiert eine Politik der Abschottung, Abschreckung und Entrechtung. Eine Politik, die Menschenrechte gefährdet und die Unantastbarkeit der Würde infrage stellt.

Die Angst davor, dass Menschen ihre berechtigte Suche nach einem Leben in Sicherheit und Würde auch weiterhin mit der Hoffnung auf Deutschland verbinden und die Angst vor Rassist*innen und Rechtsextremist*innen innerhalb und außerhalb der Parlamente bestimmte große Teile der Gesetzgebung:

Immer neue rechtliche Hürden werden aufeinandergetürmt, um Schutzsuchenden

den Weg nach Europa, Deutschland, Hessen und Rheinland-Pfalz und in die Kommunen unmöglich zu machen: Haftlager an den EU-Außengrenzen, Zurückweisungen an den Binnengrenzen, monate- oder jahrelanger Verbleib in sogenannten „Erstaufnahmeeinrichtungen" der Länder, die in Wahrheit „Orte der Isolation" für alle und „Endstation" für viele sind. Die Zugänge zu Rechtsmitteln und unabhängiger Beratung werden erschwert, Haftgründe ausgeweitet, Abschiebungen forciert und brutalisiert. Die finanziellen Ressourcen für eine funktionierende Aufnahmegesellschaft werden zurückgefahren und zivilgesellschaftliches Engagement für Geflüchtete wird behindert, zermürbt, ausgebremst, diskreditiert oder gar kriminalisiert. Diese Maßnahmen und die zunehmend verrohte „Asyldebatte" zeigen auch bei denjenigen Wirkung, die seit 2015 angekommen sind: Immer weniger fühlen sich in Deutschland willkommen und angenommen.

Und immer mehr gerät in Vergessenheit, dass das Asylrecht in Deutschland eine unmittelbare Konsequenz aus der NS-Zeit war – eine bewusste Antwort auf Entrechtung, Verfolgung und das Fehlen sicherer Zufluchtsorte. Als Lehre aus dieser Erfahrung wurde das individuelle Grundrecht auf Asyl 1949 ohne Einschränkung ins Grundgesetz aufgenommen, als unmissverständliches Versprechen: Nie wieder sollten Schutzsuchende abgewiesen werden. Dieses Versprechen umfasst mehr als das bloße Recht, Grenzen zu überschreiten – es schließt auch das Recht auf Ankommen ein, auf Aufnahme, Schutz und Teilhabe. Heute wird dieses Recht immer öfter infrage gestellt. Unter dem Vorwand, man müsse Rechtsextremen den Wind aus den Segeln nehmen, wird es ausgehöhlt. Doch die Rechten erstarken trotzdem – und die Gesellschaft bezahlt doppelt: mit dem Verlust eines zentralen Menschenrechts und mit der Preisgabe ihrer historischen Verantwortung.

Deutschland 2025: Nur bedingt zukunftsfähig

Die derzeitige Politik der Abschottung, Abschreckung und Entrechtung wirft aber nicht „nur" die Erfahrungen des „Sommers der Solidarität" über Bord. Und sie ist nicht „nur" geschichts- und menschenrechtsvergessen. Sie bedroht auch die Zukunft unseres Landes, das sich durch die demografische Transformation vor immense Herausforderungen gestellt sieht: Die Gesellschaft altert und Arbeitskräfte fehlen.

Wer also wird künftig tun, was jetzt noch diejenigen tun, die bald aus dem Arbeitsleben ausscheiden? Wer wird planen, bauen, organisieren, servieren oder unterrichten, wenn sie es nicht mehr tun? Wer wird die Bedarfe von immer mehr und immer älteren Menschen decken: Wer pflegt? Wer kauft ein? Wer liefert aus? Wer putzt oder kümmert sich um den Garten? Wer garantiert die medizinische Versorgung vor allem im ländlichen Raum? Wer sichert Mobilität? Wer leistet aufsuchende soziale Arbeit? Wer offeriert Ansprache und Zuwendung? Und zuletzt: Wer zahlt künftig in die Rentenkasse ein, wenn die bisherigen Beitragszahler*innen altersbedingt zu Zahlungsempfänger*innen werden?

Wer immer sich ernsthaft und wissenschaftlich mit solchen Fragen beschäftigt, kommt zu einem eindeutigen Ergebnis: Ganze Bereiche des Gesundheitswesens, der Pflege, des Handwerks, des Handels, der Gastronomie und der Industrie, mehr noch, unsere Systeme der sozialen Sicherheit, sind ohne Einwanderung nicht zukunftsfähig. Aktuelle Untersuchungen unter anderem der Bertelsmann-Stiftung und des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung gehen davon aus, dass es in den nächsten Jahrzehnten einer Nettozuwanderung zwischen 300.000 und 400.000 Personen im erwerbsfähigen Alter pro Jahr bedarf, um das Erwerbspersonenpotential stabil zu halten, dem Fach- und Arbeitskräftemangel zu begegnen und die Systeme sozialer Sicherheit aufrecht zu erhalten.

Deutschland 2025: schnell migrationstüchtig werden!

Ohne die Aufnahme von Schutzsuchenden wäre Deutschland von dieser Zielmarke meilenweit entfernt. Mehr noch: Ohne die Aufnahme von Schutzsuchenden würden aktuell und aller Voraussicht nach auch in Zukunft viel mehr Menschen aus Deutschland ins Ausland ziehen, als umgekehrt. Deutschland ohne geflüchtete Menschen wäre kein Einwanderungsland, sondern ein Abwanderungsland.

In den letzten Jahren sind die **Einbürgerungszahlen** *in Deutschland kontinuierlich gestiegen. Der Anstieg geht vor allem zurück auf die Geflüchteten, die 2015/2016 eingereist sind. So erhielten 2024 über 290.000 Menschen die deutsche Staatsangehörigkeit, vor allem aus Syrien, gefolgt von Menschen aus der Türkei und dem Irak. Damit hat sich die Zahl im Vergleich zu 2013 nahezu verdreifacht. Männer (53 Prozent) und Frauen (47 Prozent) hielten sich dabei fast die Waage. Zum Zeitpunkt ihrer Einbürgerung waren die neuen Staatsbürger*innen etwa 30 Jahre alt.*

Und Deutschland ist nicht das einzige Land, das aufgrund der demografischen Transformation dringend auf Einwanderung angewiesen ist. Mit seinen infrastrukturellen Defiziten, einer Sprache, die weit komplizierter ist als Englisch, und weiteren „Standortnachteilen" konkurriert es in Europa, Nordamerika und Asien mit einer Reihe von

... UND WAS DARAUS GEWORDEN IST

wirtschaftlich starken und attraktiven Staaten. Wir wären deshalb gut beraten, einen unserer wenigen Standortvorteile nicht aus der Hand zu geben: Nämlich das Vertrauen darauf, in ein Land zu kommen, in dem Menschenrechte und Rechtstaatlichkeit garantiert sind und bleiben.

Weil ohne Geflüchtete viel zu wenige Menschen nach Deutschland kommen würden und weil die Integration von Geflüchteten gelingt, kann das Resümee zehn Jahre nach dem „Sommer der Solidarität" nur lauten: Wir brauchen nicht weniger, sondern mehr Flüchtlinge, nicht weniger, sondern mehr Willkommenskultur und nicht weniger, sondern mehr Solidarität.

Wir brauchen eine Politik, die nicht länger beklagt, dass die Infrastruktur dieses Landes für so viele Menschen nicht gemacht ist, sondern eine Politik, die die Infrastruktur dieses Landes – seine Behörden, seine Bildungs- und Betreuungseinrichtungen, seinen Mobilitätsangebote und die Zahl von bezahlbaren Wohnungen – endlich für so viele und noch mehr Menschen ertüchtigt.

Denn Migration ist keine Bedrohung, sondern eine Chance. In einer alternden Gesellschaft, in einer Welt multipler Krisen ist eine Kultur der offenen Arme, Herzen und Köpfe die Voraussetzung für eine lebensfähige Zukunft. Der „Sommer der Solidarität", die „Schule der Demokratie" des Jahres 2015 und das, was zehn Jahre danach daraus geworden ist, haben gezeigt: #offengeht. Eine offene Gesellschaft ist möglich. Sie ist nicht nur möglich, sie ist notwendig – als Grundlage unserer Demokratie und Ausdruck unserer gemeinsamen Verantwortung für die Würde und die Rechte des Menschen.

Was mit gutem Willen möglich ist, zeigte sich nach dem Angriff von Russland auf die **Ukraine**. *Seit Kriegsbeginn im Februar 2022 flohen rund* **1,2 Millionen Menschen** *aus der Ukraine nach Deutschland, vor allem Frauen und Kinder. Gut zwei Drittel von ihnen kamen in den ersten drei Monaten nach dem Angriff. Sie mussten kein Asylverfahren durchlaufen und nicht monatelang in Erstaufnahmeeinrichtungen ausharren. Im Gegensatz zu anderen Geflüchteten durften sie direkt in Privatwohnungen bei Freund*innen oder Familie unterkommen und arbeiten gehen. Ein Beispiel dafür, wie die Aufnahme von Menschen in Not gut gelingt.*